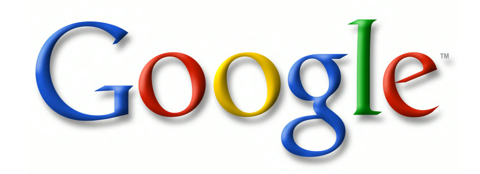
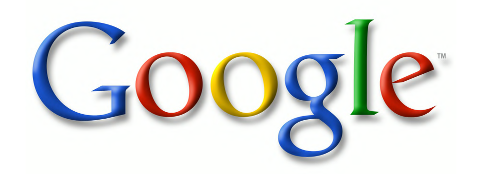
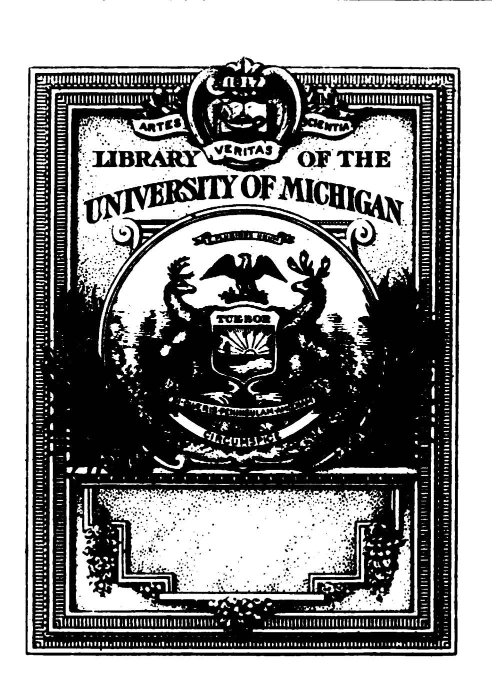
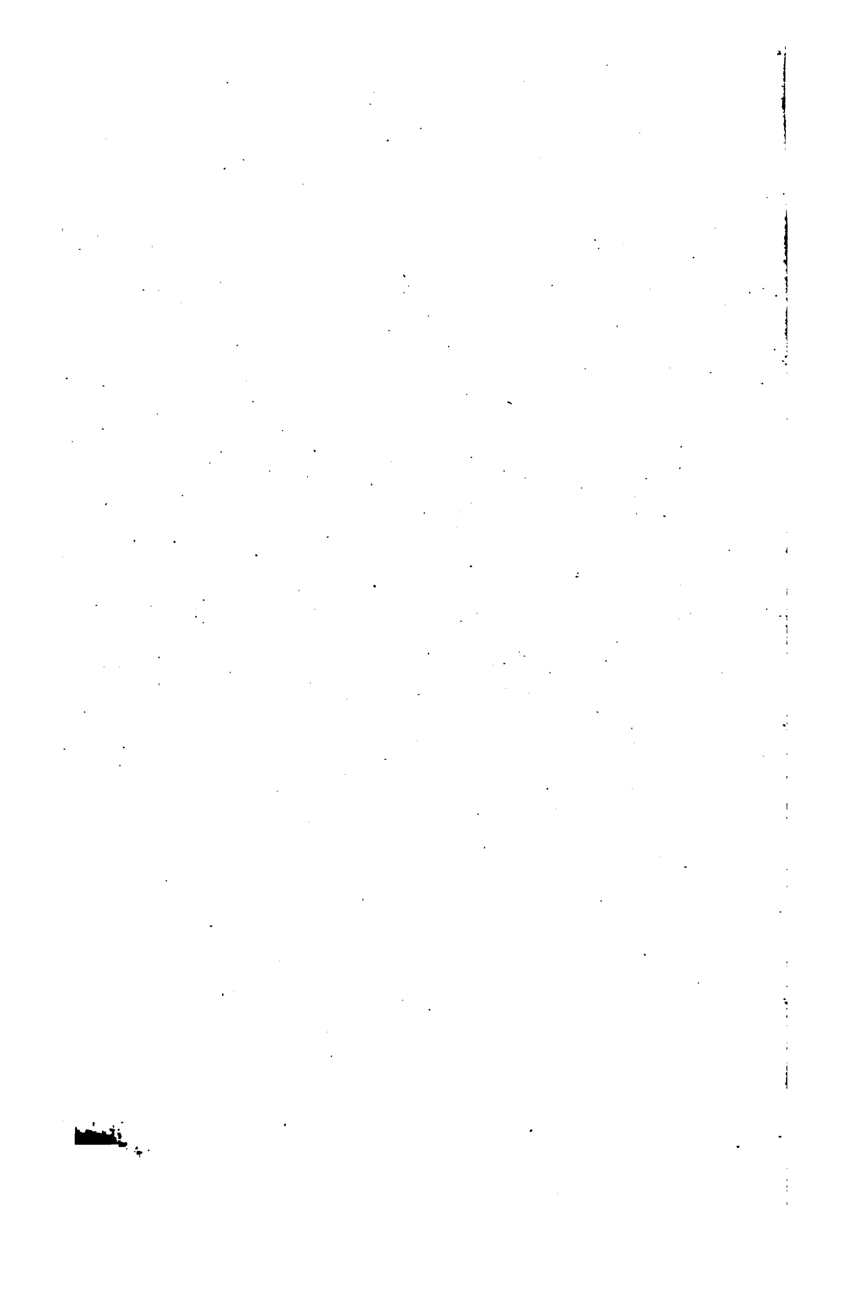





ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR



Ludwig Tieck's
sämmtliche Werke.

Dreyundzwanzigster Band.

Franz Sternbald's Wanderungen.

Erster Theil.

Wien, 1821.
Gedruckt und im Verlage bey Leopold Grund.


KOENIGL.BAD.TEINACH
WALTUNG





Sternbald nimt von seinem Meister Dürer Abschied.

Franz Sternbald's
Wanderungen.

Eine altdeutsche Geschichte.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck.

Erster Theil.

Wien, 1821.
Gedruckt und im Verlage bey Leopold Grund.

Vorrede.

Seit lange habe ich folgendes Buch als das liebste Kind meiner Muße und Phantasie gehegt, und übergebe es nun Dir, geliebter Leser, mit dem Wunsche, daß es Dir gefallen möge. Wenn du die Kunst liebst, so erdulde das nachsichtig, was Du darüber gesagt findest. Am meisten habe ich bey diesem Werke meiner Laune an Euch, ihr Jünger der Kunst, gedacht, die Ihr Euch mit unermüdetem Streben zu den großen Meisterwerken hindrängen wollet, die Ihr Euer wechselndes Gemüth und die wunderbaren Stimmungen, die Euch beherrschen, nicht begreift, die Ihr gern die Widersprüche lösen möchtet, die Euch in manchen

Stunden ängstigen. Euch widme ich diese Blätter mit besonderer Liebe und mit herzlichen Wünschen, daß Euch hier und da vielleicht eine Wolke schwindet, die Eure Aussicht verdeckte.

Man rechne mir kleine chronologische Fehler nicht zu strenge nach, man behandle dieß kleine Buch nicht wie die Geschichte eines Staates. Meine Schwächen empfinde ich selber, und wie ich das Ideal nicht erreichen kann, das in meinem Innern steht. Es ist mit mir und meiner Erfindung so, wie der große Dichter dem Künstler in den Mund legt:

Ich zitt're nur, ich stott're nur,
Und kann es doch nicht lassen,
Ich fühl's, ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

Franz Sternbald's Wanderungen.

Erstes Buch.

Erstes Capitel.

»So sind wir denn nun endlich aus den Thoren der Stadt,« sagte Sebastian, »indem er stille stand und sich freyer umsah.

»Endlich?« antwortete seufzend Franz Sternbald, sein Freund. — »endlich? Ach nur zu früh, allzufrüh.«

Die beyden Menschen sahen sich bey diesen Worten lange an, und Sebastian legte seinem Freunde zärtlich die Hand an die Stirne, und fühlte, daß sie heiß sey. — »Dich schmerzt der Kopf,« sagte er besorgt, und Franz antwortete: »Nein, das ist es nicht, aber daß wir uns nun bald trennen müssen.«

»Noch nicht!« rief Sebastian mit einem wehmüthigen Erzürnen aus, »so weit sind wir noch lange nicht, ich will dich wenigstens eine Meile begleiten.«

Sie gaben sich die Hände, und gingen stillschweigend auf einem schmalen Wege neben einander.

Jetzt schlug es in Nürnberg vier Uhr, und sie zählten aufmerksam die Schläge, obgleich beyde recht gut wußten, daß es keine andere Stunde seyn konnte; indem warf das Morgenroth seine Flammen immer

höher, und es gingen schon undeutliche Schatten neben ihnen, und die Gegend trat rund umher aus der ungewissen Dämmerung heraus.

»Wie alles noch so still und feierlich ist,« sagte Franz, »und bald werden sich diese guten Stunden in Saus und Braus, in Getümmel und tausend Abwechslungen verlieren. Unser Meister schläft wohl noch, und arbeitet an seinen Träumen, seine Gemählde stehen aber auf der Staffeley, und warten schon auf ihn. Es thut mir doch leid, daß ich ihm den Petrus nicht habe können ausmahlen helfen.«

»Gefällt er dir?« fragte Sebastian.

»Ueber die Maßen,« rief Franz aus, »es sollte mir fast bedünken, als könnte der gute Apostel, der es so ehrlich meinte, der mit seinem Degen so rasch bey der Hand war, und nachher doch aus Lebensfurcht das Verläugnen nicht lassen konnte, und sich von einem Hahn müßte eine Buß- und Gedächtnißpredigt halten lassen, als wenn ein solcher beherzter und furchtsamer, starrer und gutmüthiger Apostel nicht anders habe aussehen können, als ihn Meister Dürer so vor uns hingestellt hat. Wenn er dich zu dem Bilde läßt, lieber Sebastian, so wende ja allen deinen Fleiß darauf, und denke nicht, daß es für ein schlechtes Gemählde gut genug sey. Willst du mir das versprechen?«

Er nahm, ohne eine Antwort zu erwarten, seines Freundes Hand, und drückte sie stark, Sebastian

sagte: »deinen Johannes will ich recht aufheben, und ihn behalten, wenn man mir auch viel Geld dafür böthe.«

Mit diesen Reden waren sie an einen Fußsteig gekommen, der einen nähern Weg durch's Korn führte. Rothe Lichter zitterten an den Spitzen der Halme, und der Morgenwind rührte sich darin, und machte Wellen. Die beyden jungen Mahler unterhielten sich noch von ihren Werken und von ihren Planen für die Zukunft; Franz verließ jetzt Nürnberg, seine vaterländische Stadt, um in der Fremde seine Kenntniß zu erweitern, und nach einer mühseligen Wanderschaft dann als ein vollendeter Meister zurück zu kehren. Sebastian blieb noch bey dem wohlverdienten Albrecht Dürer, dessen Nahme im ganzen Lande ausgebreitet war. Die Sonne ging nun in aller Majestät hervor, und Sebastian und Franz sahen abwechselnd nach den Thürmen von Nürnberg zurück, deren Kuppeln und Fenster blendend im Schein der Sonne glänzten.

Die jungen Freunde fühlten stillschweigend den Druck des Abschiedes, der ihrer wartete, sie sahen jedem kommenden Augenblicke mit Furcht entgegen, sie wußten, daß sie sich trennen mußten, und konnten es doch immer noch nicht glauben.

»Das Korn steht schön,« sagte Franz, um nur das ängstigende Schweigen zu unterbrechen, »wir werden eine schöne Ernte haben.«

»Dießmahl,« antwortete Sebastian, »werden wir nicht mit einander das Erntefest besuchen, wie seither geschah; ich werde gar nicht hingehn; denn du fehlst mir, und all das lustige Pfeifen und Schallmeygetöne würde nur ein bitterer Vorwurf für mich seyn, daß ich ohne dich käme.«

Dem jungen Franz standen bey diesen Worten die Thränen in den Augen; denn alle Scenen, die sie einer mit dem andern gesehen, alles, was sie in brüderlicher Gesellschaft erlebt hatten, ging schnell durch sein Gedächtniß; als nun Sebastian noch hinzu setzte: »wirst du mich auch in der Ferne noch immer lieb behalten?« konnte er sich nicht mehr fassen, sondern fiel dem Fragenden mit lautem Schluchzen um den Hals, und ergoß sich in tausend Thränen, er zitterte, es war, als wenn ihm das Herz zerspringen wollte. Sebastian hielt ihn fest in seinen Armen geklammert, und mußte nun mit ihm weinen, ob er gleich älter, und von einer härteren Constitution war. »Komme wieder zu dir,« sagte er endlich zu seinem Freunde, »wir müssen uns fassen, wir sehen uns ja wohl wieder.«

Franz antwortete nicht, sondern trocknete seine Thränen ab, ohne sein Gesicht zu zeigen. Es liegt im Schmerze etwas, dessen sich der Mensch schämt, er mag seine Thränen selbst vor seinem Busenfreunde, auch wenn sie diesem gehören, gern verbergen.

Sie erinnerten sich nun daran, wie sie schon oft von dieser Reise gesprochen hätten, wie sie ihnen also nichts weniger als unerwartet käme, wie sehr sie Franz gewünscht und sie immer als sein höchstes Glück angesehen hätte. Sebastian konnte nicht begreifen, warum sie jetzt so traurig wären, da im Grunde nichts vorgefallen sey, als daß nun endlich der lang gewünschte Augenblick wirklich herbey gekommen wäre. Aber so ist das Glück des Menschen, er kann sich dessen nur freuen, wenn es aus der Ferne auf ihn zuwandelt, kömmt es ihm nahe, und ergreift seine Hand, so schaudert er oft zusammen, als wenn er die Hand des Todes faßte.

»Soll ich dir die Wahrheit gestehen?« fuhr Franz fort, »du glaubst nicht wie seltsam mir gestern Abend zu Sinne war. Ich hatte meinen Gedanken so oft die Pracht Roms, den Glanz Italiens vorgemahlt, ich konnte mich bey der Arbeit ganz darin verlieren, daß ich mir vorstellte, wie ich auf unbekannten Fußsteigen, durch schattige Wälder wanderte, und dann fremde Städte und nie gesehene Menschen meinem Blicke begegneten; ach, die bunte, ewig wechselnde Welt mit ihren noch unbekannten Begebenheiten, die Künstler, die ich sehen würde, das hohe gelobte Land der Römer, wo einst die Helden wirklich und wahrhaftig gewandelt sind, deren Bilder mir schon Thränen entlockt hatten, sieh, alles dieses zusammen hatte oft meine Gedanken so gefangen genommen, daß

ich zuweilen nicht wußte, wo ich war, wenn ich wieder aufsah. Und das alles soll wirklich werden! rief ich dann manchmahl aus, es soll eine Zeit geben können, sie naht sich, in der du nicht mehr vor der alten, so wohl bekannten Staffeley sitzest, eine Zeit, wo du in all die Herrlichkeit hineinleben darfst, und immer mehr sehen, mehr erfahren, nie aufwachen, wie es dir jetzt wohl geschieht, wenn du so zu Zeiten von Italien träumst; — ach, wo, wo bekömmst du Sinne, Gefühl genug her, um alles treu und wahr, lebendig und urkräftig aufzufassen? — Und dann war es, als wenn sich Herz und Geist innerlich ausdehnten und wie mit Armen jene zukünftige Zeit erhaschen, an sich reißen wollten — und nun —«

»Und nun, Franz?«

»Kann ich es dir sagen?« antwortete jener, — »kann ich es selber ergründen? Als wir gestern Abend um den runden Tisch unsers Dürers saßen, und er mir noch Lehren zur Reise gab, als die Hausfrau indeß den Braten schnitt, und sich nach dem Kuchen erkundigte, den sie zu meiner Abreise gebacken hatte, als du nicht essen konntest, und mich immer von der Seite betrachtetest, o Sebastian, es wollte mir immer mein armes ehrliches Herz zerreißen. Die Hausfrau kam mir so gut vor, so oft sie auch mit mir gescholten hatte, so oft sie auch unsern braven Meister Dürer betrübt hatte; hatte sie mir doch selbst meine Wäsche eingepackt, war sie doch gerührt, daß ich ab-

reisen wollte. Nun war unsere Mahlzeit geendet, und wir alle waren nicht fröhlich gewesen, so sehr wir es uns auch vorher vorgenommen hatten. Jetzt nahm ich Abschied von Meister Albrecht, ich wollte so hart seyn, und konnte vor Thränen nicht reden; ach mir fiel es zu sehr ein, wie viel ich ihm zu danken hatte, was er ein vortrefflicher Mann ist, wie herrlich er mahlt, und ich so nichts gegen ihn bin, und er doch in den letzten Wochen immer that, als wenn ich seines gleichen wäre; ich hatte das alles noch nie so zusammen empfunden, und nun warf es mich auch dafür nieder. Ich ging fort, und du gingst stillschweigend in deine Schlafkammer; nun war ich auf meiner Stube allein. Keinen Abend werd' ich mehr hier hereintreten, sagte ich zu mir selber, indem ich das Licht auf den Boden stellte: für dich, Franz! ist nun dieses Bette zum letzten Mahle in Ordnung gelegt, du wirfst dich noch ein Mahl hinein, und siehst diese Kissen, denen du so oft deine Sorgen klagtest, auf denen du noch öfter so süß schlummertest, nie siehst du sie wieder. — Sebastian, geht es allen Menschen so, oder bin ich nur ein solches Kind? Es war mir fast, als stünde mir das größte Unglück bevor, das dem Menschen begegnen könnte; ich nahm sogar die alte Lichtschere mit Zärtlichkeit, mit einem wehmüthigen Gefühle in die Hand, und putzte damit den langen Docht des Lichtes. Ich war überzeugt, daß ich vom guten Dürer nicht zärtlich genug

Abschied genommen hatte, ich machte mir heftige Vorwürfe drüber, daß ich ihm nicht alles gesagt hatte, wie ich von ihm dachte, welch ein vortrefflicher Mann er in meinen Augen sey, daß er nun von mir so entfernt würde, ohne daß er wüßte, welche kindliche Liebe, welche brennende Verehrung, welche Bewunderung ich mit mir nähme. Als ich so über die alten Giebel hinüber sah, und über den engen dunkeln Hof, als ich dich nebenan gehen hörte, und die schwarzen Wolken so unordentlich durch den Himmel zogen, ach, Sebastian! wie wenn ihr mich aus dem Hause würfet, als wenn ich nicht mehr euer Freund und Gesellschafter seyn dürfte, als wenn ich allein als ein Unwürdiger verstoßen sey, verschmäht und verachtet, — so regte es sich in meinem Busen. Alle meine Plane, meine Hoffnungen, alles war vorüber gezogen, und ich konnte es mir gar nicht denken, daß es mich je gefreut hatte. Ich hatte keine Ruhe, ich ging noch einmahl vor Dürers Gemach, und hörte ihn drinnen schlafen; o ich hätte ihn gern noch einmahl umarmt, alles genügte mir nicht, ich hätte mögen da bleiben, an kein Verreisen hätte müssen gedacht werden, und ich wäre vergnügt gewesen. — — Und noch jetzt! sieh, wie die fröhlichen Lichter des Morgens um uns spielen, und ich trage noch alle Empfindungen der dunkeln Nacht in mir. Warum müssen wir immer früheres Glück vergessen, um von neuem glücklich seyn zu können? —

Ach! laß uns hier einen Augenblick stille stehen, horch, wie schön die Gebüsche flistern; wenn du mir gut bist, so singe mir hier noch ein Mahl das altdeutsche Lied vom Reisen.«

Sebastian stand sogleich still, und sang, ohne vorher zu husten, folgende Verse:

Willt du dich zur Reis' bequemen,
Ueber Feld,
Berg und Thal,
Durch die Welt,
Fremde Städte allzumahl,
Mußt Gesundheit mit dir nehmen.

Neue Freunde aufzufinden
Läßt die alten du dahinten,
Früh am Morgen bist du wach.
Mancher sieht dem Wandrer nach,
Weint dahinten,
Kann die Freud' nicht wieder finden.

Aeltern, Schwester, Bruder, Freund,
Auch vielleicht das Liebchen weint,
Laß sie weinen, traurig und froh
Wechselt das Leben bald so, bald so,
Nimmer ohne Ach! und O!
Heimath bleibt dir treu und bieder,
Kehrst du nur als Treuer wieder,
Reisen und Scheiden
Bringt des Wiedersehens Freuden.

Franz hatte sich in's hohe Gras gesetzt, und sang die letzten Verse inbrünstig mit, er stand auf, und sie kamen an die Stelle, wo Sebastian hatte umkehren wollen.

»Grüße noch ein Mahl!« rief Franz aus! »Alle, die mich kennen und lebe du recht wohl.«

»Und du gehst nun?« fragte Sebastian. »Muß ich denn nun ohne dich umkehren?«

Sie hielten sich beyde fest umschlossen. »Ach, nur eins noch!« rief Sebastian aus, »es quält mich gar zu sehr, und ich kann dich so nicht lassen.«

Franz wünschte den Abschied im Herzen vorüber, es war, als wenn sein Herz von diesen gegenwärtigen Minuten erdrückt würde, er sehnte sich nach der Einsamkeit, nach dem Walde, um dann von seinem Freunde entfernt seinen Schmerz ausweinen zu können. Aber Sebastian verlängerte die Augenblicke des Abschiedes, weil er sich durch kein neues Leben, durch keine neue Gegend konnte trösten lassen, er kannte alles genau, wozu er zurück kehrte. »Willst du mir versprechen?« rief er aus.

»Alles! alles!«

»Ach, Franz!« fuhr jener klagend fort, »ich lasse dich nun los, und du bist nicht mehr mein, ich weiß nicht was dir begegnet, ich kann dir nicht in's Gesicht sehen, und so setze ich deine Liebe, ja dich selbst auf ein ungewisses Spiel. Wirst du auch noch in der weiten Ferne an deinen einfältigen Freund Sebastian den-

ken? Ach, wenn du nun unter klugen und vornehmen Leuten bist, wenn es nun schon lange her ist, daß wir hier Abschied genommen haben, willst du mich auch dann nie verachten?«

»O mein liebster Sebastian!« rief Franz schluchzend.

»Wirst du immer noch Nürnberg so lieben,« fuhr jener fort, »und deinen Meister so lieben, den wackern Albrecht? Wirst du dich nie klüger fühlen? O versprich mir, daß du derselbe Mensch bleiben willst, daß du dich nicht vom Glanze des Fremden willst verführen lassen, daß alles dir noch eben so theuer ist, daß ich dich noch eben so angehe?«

»O Sebastian!« sagte Franz, »mag die ganze Welt klug und überklug werden, ich will immer ein Kind bleiben.«

Sebastian sagte: »O, wenn du einst mit fremden abgebettelten Sitten wieder kämst, alles besser wüßtest, und dir das Herz nicht mehr so warm schlüge, wenn du dann mit kaltem Blute nach Dürers Grabstein hin sehen könntest, und du höchstens über die Arbeit und Inschrift sprächest, — o so möcht' ich dich gar nicht wieder sehen, dich gar nicht für meinen Bruder erkennen!«

»Sebastian! bin ich denn so?« rief Franz heftig aus; »ich kenne ja dich, ich liebe ja dich und mein Vaterland, und die Stube, worin unser Meister wohnt, und die Natur, und Gott. Immer werd' ich

daran hangen, immer, immer! Sieh, hier an diesem alten Eichenbaum verspreche ich es dir, hier hast du meine Hand darauf.«

Sie nmarmten sich, und gingen stumm auseinander, nach einer Weile stand Franz still, dann lief er dem Sebastian nach, und umarmte ihn wieder. Ach, Bruder! sagte er, und wenn Dürer den Ecce homo fertig hat, so schreibe mir doch recht umständlich, wie der geworden ist, und glaube ja an die Götttlichkeit der Bibel, ich weiß, daß du manchmahl übel davon dachtest.

»Ich will es thun,« sagte Sebastian, und sie trennten sich wieder, aber nun kehrte keiner um, oft wandten sie das Gesicht; ein Wald trat zwischen Beyde.

Zweytes Capitel.

Als Sebastian nach der Stadt zurück kehrte, und Franz sich nun allein sah, ließ er seinen Thränen ihren Lauf. Lebe wohl, tausendmahl wohl, sagte er immer still vor sich hin, wenn ich dich nur erst wieder sähe!

Die Arbeiter auf den Feldern waren nun in Bewegung, alles war thätig nud rührte sich; Bauern fuhren vor ihm vorüber, in den Dörfern war Getümmel, in den Scheunen wurde gearbeitet. Wie viel Menschen sind mir heut schon begegnet, dachte Franz bey sich, und unter allen diesen weiß vielleicht kein einziger von dem großen Albrecht Dürer, der mit seinen Werken meinen ganzen Kopf einnimmt, den zu erreichen mein einziges Trachten ist; sie wissen vielleicht alle kaum, daß es eine Mahlerey gibt, und doch fühlen sie sich nicht unglücklich. Ich weiß es nicht, und kann nicht einsehen, wie man so leben könnte, so einsam und verlassen, und doch treibt je-

der ämsig sein Geschäft, und es ist gut, daß es so ist, und so seyn muß.

Die Sonne war indeß hoch gestiegen, und brannte heiß herunter, die Schatten der Bäume waren kurz, die Arbeiter gingen zum Mittagessen nach ihren Häusern. Franz dachte daran, wie sich nun Sebastian dem Albrecht Dürer gegen über zu Tische setzte, wie man von ihm spreche. Er beschloß auch im nächsten Gehölze still zu liegen, und seinen mitgenommenen Vorrath hervor zu hohlen. Wie erquickend war der kühle Duft, der ihm aus den grünen Blättern entgegen wehte, als er in das Wäldchen hinein trat! Alles war still, und nur das Rauschen der Bäume schallte manchmahl durch die liebliche Einsamkeit und ein ferner Bach, der durch das Gehölz floß. Franz setzte sich auf den weichen Rasen, und zog seine Schreibtafel heraus, um den Tag seiner Auswanderung anzumerken, dann hohlte er frischen Athem, und ihm war leicht und wohl, er war jetzt über die Abwesenheit seines Freundes getröstet, er fand alles gut, so wie es war. Er breitete seine Tafel aus, und aß mit Wohlbehagen von seinem mitgenommenen Vorrathe, er fühlte jetzt nur die schöne ruhige Gegenwart, die ihn umgab.

Indem kam ein Wandersmann die Straße gegangen, und grüßte Franzen sehr freundlich, es war ein junger rothbackiger Bursche, er schien müde, und Franz bath ihn daher, sich neben ihn nieder zu setzen,

und mit ihm vorlieb zu nehmen. Der junge Reisende nahm sogleich diesen Vorschlag an, und beyde verzehrten gutes Muths ihre Mittagsmahlzeit, und tranken den Wein, den Franz aus Nürnberg mitgenommen hatte. Der Fremde erzählte hierauf unserm Freunde, daß er ein Schmiedegeselle, sey und eben auf der Wanderschaft begriffen, er gehe nun die hochberühmte Stad Nürnberg in Augenschein zu nehmen, und da etwas Rechtes für sein Handwerk bey den kunstreichen Meistern zu lernen.

»Und was treibt ihr für ein Gewerbe?« fragte er, indem er seine Erzählung geendigt hatte.

»Ich bin ein Mahler« sagte Franz, »und bin heute Morgen aus Nürnberg ausgewandert.«

»Ein Mahler?« rief jener aus, »so einer von denen, die für die Kirchen und Klöster die Bilder verfertigen?«

»Recht,« anwortete Franz, »mein Meister hat deren schon genug ausgearbeitet.«

»O,« sagte der Schmid, »was ich mir schon oft gewünscht habe, einen solchen Mann bey seiner Arbeit zu sehen; denn ich kann es mir gar nicht vorstellen. Ich habe immer geglaubt, daß die Gemählde in den Kirchen schon sehr alt wären, und daß jetzt gar keine Leute lebten, die dergleichen machen könnten.«

»Grade umgekehrt,« sagte Franz, »die Kunst ist jetzt höher gestiegen, als sie nur jemahls war, ich darf Euch sagen, daß man jetzt so mahlt, wie es die

früheren Meister nicht vermocht haben; die Manier ist jetzt edler, die Zeichnung richtiger, und die Ausarbeitung bey weitem fleißiger, so daß die jetzigen Bilder den wirklichen Menschen ungleich ähnlicher sehen, als die vormahligen.«

»Und könnt' Ihr Euch denn davon ernähren?« fragte der Schmid.

»Ich hoffe es,« antwortete Franz, »daß mich die Kunst durch die Welt beingen wird.«

»Aber im Grunde nützt doch das zu nichts,« fuhr jener fort.

»Wie man es nimmt,« sagte Franz, und war innerlich über diese Rede böse; »das menschliche Auge und Herz findet ein Wohlgefallen daran, die Bibel wird durch Gemählde verherrlichet, die Religion unterstützt, was will man von dieser edlen Kunst mehr verlangen?«

»Ich meine,« sagte der Gesell, ohne sehr darauf zu achten, »es könnte doch zur Noth entbehrt werden, es würde doch kein Unglück daraus entstehen, kein Krieg, keine Theuerung, kein Mißwachs, Handel und Wandel bliebe in gehöriger Ordnung; das alles ist nicht so mit dem Schmiedehandwerk der Fall, als worauf ich reise, und darum dünkt mich, müßtet Ihr mit einiger Besorgniß so in die Welt hinein gehen; denn Ihr seyd immer doch ungewiß, ob Ihr Arbeit finden werdet.«

Franz wußte darauf nichts zu antworten, und

schwieg still, er hatte noch nie darüber nachgedacht, ob seine Beschäftigung den Menschen nützlich wäre, sondern sich nur seinem Triebe überlassen. Er wurde betrübt, daß nur irgend jemand an dem hohen Werthe der Kunst zweifeln könne, und doch wußte er jetzt nicht jenen zu widerlegen. »Ist doch der heilige Apostel Lucas selbst ein Mahler gewesen!« fuhr er endlich auf.

»Wirklich,« sagte der Schmid, und verwunderte sich, »das hätt' ich nicht gedacht, daß das Handwerk schon so alt wäre.«

»Möchtet Ihr denn nicht,« fuhr Franz mit einem hochrothen Gesichte fort, »wenn Ihr einen Freund oder Vater hättet, den Ihr so recht von Herzen liebtet, und Ihr müßtet nun auf viele Jahre auf die Wanderschaft gehen, und könntet sie in der langen langen Zeit nicht sehen, möchtet Ihr denn da nicht ein Bild wenigstens haben, das Euch vor den Augen stände, und jede Miene, jedes Wort zurück riefe, das sie sonst gesprochen haben? Ist es denn nicht schön und herrlich, wenigstens so im gefärbten Schatten das zu besitzen, was wir für theuer achten?«

Der Schmid wurde nachdenkend, und Franz öffnete schnell seinen Mantelsack, und wickelte einige kleine Bilder aus, die er selbst vor seiner Abreise gemahlt hatte. »Seht hieher,« fuhr er fort, »seht, vor einigen Stunden habe ich mich von meinem liebsten Freunde getrennt, und hier trage ich seine Gestalt

mit mir herum, der da ist mein theurer Lehrer Albrecht, Dürer genannt; gerade so sieht er aus, wenn er recht freundlich ist, hier habe ich ihn noch ein Mahl, wie er in seiner Jugend ausgesehen hat.«

Der Schmid betrachtete die Gemählde sehr aufmerksam, und bewunderte die Arbeit, daß die Köpfe so natürlich vor den Augen ständen, daß man beynahe glauben könnte, lebendige Menschen vor sich zu sehen. »Ist es denn nun nicht schön,« sprach der junge Mahler weiter, »daß sich männiglich bemüht, die Kunst immer höher zu treiben, und immer wahrer das natürliche Menschenangesicht darzustellen? War es denn nicht für die übrigen Apostel und für alle damahligen Christen herrlich und eine liebliche Erquickung, wenn Lucas ihnen den Erlöser, der todt war, wenn er ihnen Maria und Magdalena und die übrigen hin mahlen konnte, daß sie sie glaubten mit Augen zu sehen, und mit den Händen zu erfassen? Und ist es dann auch nicht in unserm Zeitalter überaus schön, für alle Freunde des großen Mannes, des kühnen Streiters, den wackern Doctor Luther trefflich zu conterfeyen, und dadurch die Liebe der Menschen und ihre Bewunderung zu erhöhen? Und wenn wir alle längst todt sind, müssen es uns nicht Enkel und späte Urenkel Dank wissen, wenn sie nun die jetzigen Helden und großen Männer von uns gemahlt antreffen? O wahrlich, sie werden dann Albrecht segnen, und mich auch vielleicht loben, daß wir uns ihnen

zum Besten diese Mühe gaben, und keiner wird dann die Frage aufwerfen: wozu kann diese Kunst nützen?«

»Wenn Ihr es so betrachtet,« sagte der Schmied, »so habt Ihr ganz recht, und wahrlich, das ist dann ganz etwas anders, als Eisen zu hammern. Schon oft habe ich es mir auch gewünscht, so irgend etwas zu thun, das bliebe, und wobey die künftigen Menschen meiner gedenken könnten, so eine recht überaus künstliche Schmiedearbeit, aber ich weiß immer noch nicht, was es wohl seyn könnte, und ich kann mich auch oft nicht darin finden, warum ich das gerade will, da keiner meiner Handwerksgenossen darauf gekommen ist. Bey Euch ist das auf diese Art freylich etwas leichtes, und Ihr habt dabey nicht einmahl so saure Arbeit, wie unser eins. Aber darin denkt ihr gerade wie ich, seht, Tag und Nacht wollt' ich arbeiten und mich keinen Schweiß verdrießen lassen, wenn ich etwas zu Stande brächte, das länger dauerte wie ich, das der Mühe werth wäre, daß man sich meiner dabey erinnerte, und darum möcht ich gern etwas ganz Neues und Unerhörtes erfinden oder entdecken, und ich halte die für sehr glückliche Menschen, denen so etwas gelungen ist.«

Bey diesen Worten hörte Franzens Zorn nun völlig auf, er ward dem Schmiedegesellen darüber sehr gewogen, und erzählte ihm noch mancherley von sich und Nürnberg, er erfuhr, daß der junge Schmied

aus Flandern komme und sich Messis nannte. »Wollt Ihr mir einen großen Gefallen thun?« fragte der Fremde.

»Gern,« sagte Franz.

»Nun so schreibt mir einige Worte auf, und gebt mir sie an Euern Meister und Euren jungen Freund mit, ich will sie dann besuchen, und sie müssen mich bey ihrer Arbeit zusehen lassen, weil ich es mir gar nicht vorstellen kann, wie sich die Farben so künstlich übereinander legen: dann will ich auch nachsehen, ob Eure Bilder da ähnlich sind.«

»Das ist nicht nöthig,« sagte Franz, »Ihr dürft nur so zu ihnen gehen, von mir erzählen und einen Gruß bringen, so sind sie gewiß so gut, und lassen Euch einen ganzen Tag nach Herzenslust zusehen. Sagt ihnen dann, daß wir viel von ihnen gesprochen haben, daß mir noch die Thränen in den Augen stehen.«

Sie schieden hierauf von einander, und ein jeder ging seine Straße. Indem es gegen Abend kam, fielen dem jungen Sternbald viele Gegenstände zu Gemählden ein, die er in seinen Gedanken ordnete und mit Liebe bey diesen Vorstellungen verweilte: je röther der Abend wurde, je schwermüthiger wurden seine Träumereyen, er fühlte sich wieder einsam in der weiten Welt, ohne Kraft, ohne Hülfe in sich selber. Die dunkel gewordenen Bäume, die Schatten, die sich auf den Feldern ausstreckten, die rauchenden Dächer

eines kleinen Dorfes, und die Sterne, die nach und nach am Himmel hervortraten, alles rührte ihn innig, alles bewegte ihn zu einem wehmüthigen Mitleiden mit sich selber.

Er kehrte in die kleine Schenke des Dorfes ein, begehrte ein Abendessen und eine Ruhestelle. Als er allein war, und schon die Lampe ausgelöscht hatte, stellte er sich an's Fenster, und sah nach der Gegend hin, wo Nürnberg lag. »Dich sollt ich vergessen?« rief er aus, »dich sollt ich weniger lieben? O mein liebster Sebastian, was wäre dann aus meinem Herzen geworden? Wie glücklich fühl' ich mich darin, daß ich ein Deutscher, daß ich dein und Albrechts Freund bin; ach! wenn Ihr mich nur nicht verstoßt, weil ich Eurer unwürdig bin.«

Er legte sich nieder, verrichtete sein Abendgebeth, und schlief dann beruhigter ein.

Drittes Kapitel.

Am Morgen weckte ihn das muntere Girren der Tauben vor seinem Fenster, die manchmahl in seine Stube hineinsahen, und mit den Flügeln schlugen, dann wieder weg flogen und bald wieder kamen, um mit dem Halse nickend vor ihm auf und ab zu gehen. Durch einige Lindenbäume warf die Sonne schräge Strahlen in sein Gemach, und Franz stand auf und kleidete sich hurtig an; er sah mit festen Augen durch den reinen blauen Himmel, und alle seine Plane wurden lebendiger in ihm, sein Herz schlug höher, alle Gefühle seiner Brust erklangen geläuterter. Er hätte jetzt mit der Farben-Pallette vor einer großen Tafel stehen mögen, und er hätte dreist die kühnen Figuren hingezeichnet, die sich in seiner Brust bewegten. Der frische Morgen gibt dem Künstler Stärkung, und in den Strahlen des Frühroths regnet Begeisterung auf ihn herab: Der Abend löst und schmelzt seine Gefühle, er weckt Ahndungen und unerklärliche Wünsche in ihm auf, er fühlt dann näher, daß jenseits dieses

Lebens ein anderes kunstreicheres liege, und sein inwendiger Genius schlägt oft vor Sehnsucht mit den Flügeln, um sich frey zu machen, und hineinzuschwärmen in das Land, das hinter den goldenen Abendwolken liegt.

Franz sang ein Morgenlied, und fühlte keine Müdigkeit vom gestrigen Wege mehr, er setzte mit frischen Kräften seine Reise fort. Das rege Geflügel sang aus allen Gebüschen, das bethaute Gras duftete, und alle Blätter funkelten wie Krystall. Er ging mit schnellen Schritten über eine schöne Wiese, und das Geschmetter der Lerchen zog über ihn hinweg, ihm war fast noch nie so wohl gewesen.

»Das Reisen,« sagte er zu sich selber, »ist etwas treffliches, diese Freyheit der Natur, diese Regsamkeit aller Kreaturen, der reine weite Himmel und der Menschengeist, der alles dieß zusammenfassen und in Einen Gedanken zusammenstellen kann — o glücklich ist der, der bald die enge Heimath verläßt, um wie der Vogel seinen Fittig zu prüfen, und sich auf unbekannten, noch schöneren Zweigen zu schaukeln. Welche Welten entwickeln sich im Gemüthe, wenn die freye Natur umher mit kühner Sprache in uns hineinredet, wenn jeder ihrer Töne unser Herz trifft und alle Empfindungen zugleich anrührt. Ich möchte von mir glauben, daß ich ein guter Mahler würde, denn warum sollte ich es nicht werden können, da mein ganzer Sinn sich so der Kunst zuwendet, da

ich keinen andern Wunsch habe, da ich gern alles übrige in dieser Welt aufgeben mag? Ich will nicht so zaghaft seyn, wie Sebastian, ich will mir selber vertrauen.«

Am Mittage ruhte er in einem Dorfe aus, das eine sehr schöne Lage hatte; hier traf er einen Bauer, der mit einem Wagen noch denselben Tag vier Meilen nach seinem Wohnort zu fahren gedachte. Franz wurde mit ihm einig, und ließ sich von ihm mitnehmen. Der Bauer war schon ein alter Mann, und erzählte unterwegs unserm Freunde viel von seiner Haushaltung, von seiner Frau und seinen Kindern. Er war schon siebenzig Jahre alt, und hatte im Laufe seines Lebens mancherley erfahren, er wünschte jetzt nichts so sehnlich, als vor seinem Tode nur noch die berühmte Stadt Nürnberg sehen zu können, wo er nie hingekommen war. Franz ward durch die Reden des alten Mannes sehr gerührt, es war ihm sonderbar, daß er erst am gestrigen Morgen Nürnberg verlassen hatte, und dieser alte Bauer davon sprach, als wenn es ein fremder, wunderweit entlegener Ort sey, so daß er die als Auserwählte betrachtete, denen es gelinge, dorthin zu kommen.

Mit dem Untergange der Sonne kamen sie vor die Behausung des Bauers an; kleine Kinder sprangen ihnen entgegen, die Erwachsenen arbeiteten noch auf dem Felde, die alte Mutter erkundigte sich eifrig nach den Verwandten, die ihr Mann besucht

hatte, sie wurde nicht müde zu fragen, und er beantwortete alles überaus treuherzig. Dann ward das Abendessen zubereitet, und alle im Hause waren sehr geschäftig. Franz bekam den bequemsten Stuhl, um auszuruhen, ob er gleich gar nicht müde war.

Das Abendroth glänzte noch im Grase vor der Thür, und die Kinder spielten darin, wie niedergeregnetes Gold funkelte es durch die Scheiben, und lieblich roth waren die Angesichter der Knaben und Mädchen, knurrend setzte sich die Hauskatze neben Franz, und schmeichelte sich vertraulich an ihn, und Franz fühlte sich so wohl und glücklich in der kleinen beengten Stube, so selig und frey, daß er sich kaum seiner vorigen trüben Stunden erinnern konnte, daß er glaubte, er könne in seinem Leben nie wieder betrübt werden. Als nun die Dämmerung einbrach, fingen vom Herde der Küche die Heimchen ihren friedlichen Gesang an, am Wasserbach sang aus Birken eine Nachtigall heraus, und noch nie hätte Franz das Glück einer stillen Häuslichkeit, einer beschränkten Ruhe sich so nahe empfunden.

Die großen Söhne kamen aus dem Felde zurück, und alle nahmen fröhlich und gutes Muths die Abendmahlzeit ein, man sprach von der bevorstehenden Ernte, vom Zustande der Wiesen. Franz lernte nach und nach das Befinden und die Eigenschaften jedes Hausthiers, aller Pferde und Ochsen kennen. Die Kinder waren gegen die Alten sehr ehrfurchtsvoll,

man fühlte es, wie der Geist einer schönen Eintracht sie alle beherrschte.

Als es finster geworden war, vermehrte ein eisgrauer Nachbar die Gesellschaft, um den sich besonders die Kinder herumdrängten und verlangten, daß er ihnen wieder eine Geschichte erzählen sollte, die Alten mischten sich auch darunter, und bathen, daß er ihnen wieder von heiligen Märtyrern vorsagen möchte, nichts Neues, sondern was er ihnen schon oft erzählt habe, je öfter sie es hörten, je lieber wurde es ihnen. Der Nachbar war auch willig, und trug die Geschichte der heiligen Genovefa vor, dann des heiligen Laurentius, und alle waren in tiefer Andacht verloren. Franz war überaus gerührt. Noch in derselben Nacht fing er einen Brief an seinen Freund Sebastian an, am Morgen nahm er herzlich von seinen Wirthen Abschied, und kam am folgenden Tage in eine kleine Stadt, wo er den Brief an seinen Freund beschloß. Wir theilen unsern Lesern diesen Brief mit.

Liebster Bruder!

»Ich bin erst seit so kurzer Zeit von dir, und doch »dünkt es mir schon so lange zu seyn. Ich habe dir »eigentlich nichts zu schreiben, und kann es doch nicht »unterlassen, denn dein eignes Herz kann dir alles »sagen, was du in meinem Briefe finden solltest,

»wie ich immer an dich denke, wie unaufhörlich das
»Bild meines theuren Meisters und Lehrers vor mir
»steht. Ein Schmiedegeselle wird Euch besucht haben,
»den ich am ersten Tage traf, ich denke, Ihr habt
»ihn freundlich aufgenommen, um meinetwillen. Ich
»schreibe diesen Brief in der Nacht, beym Scheine des
»Vollmondes, indem meine Seele überaus beruhigt
»ist; ich bin hier auf einem Dorfe bey einem Bauer,
»mit dem ich vier Meilen hieher gefahren bin. Alle
»im Hause schlafen, und fühle mich noch so munter,
»darum will ich noch einige Zeit wach bleiben, lieber
»Sebastian, es ist um das Treiben und Leben der
»Menschen eine eigene Sache. Wie die meisten so
»gänzlich ihres Zweckes verfehlen, wie sie nur immer
»suchen, und nie finden, und wie sie selbst das Ge-
»fundene nicht achten mögen, wenn sie ja so glücklich
»sind. Ich kann mich immer nicht darin finden, wa-
»rum es nicht besser ist, warum sie nicht zu ihrem ei-
»genen Glücke mit sich einiger werden. Wie lebt mein
»Bauer hier für sich, und ist zufrieden und ist wahr-
»haft glücklich. Er ist nicht bloß glücklich, weil er sich
»an diesen Zustand gewöhnt hat, weil er nichts bes-
»seres kennt, weil er sich findet, sondern alles ist ihm
»recht, weil er innerlich von Herzen vergnügt ist, und
»weil ihm Unzufriedenheit mit sich etwas Fremdes ist.
»Nur Nürnberg wünscht er vor seinem Tode noch zu
»sehen, und lebt doch so nahe dabey; wie mich das
»gerührt hat!«

»Wir sprechen immer von einer goldenen Zeit, und
»denken sie uns so weit weg, und mahlen sie uns mit
»so sonderbaren und buntgrellen Farben aus. O theu-
»rer Sebastian! oft dicht vor unsern Füßen liegt die-
»ses wundervolle Land, nach dem wir jenseits des
»Oceans und jenseits der Sündfluth mit sehnsüchti-
»gen Augen suchen. Es ist nur das, daß wir nicht
»redlich mit uns selber umgehen. Warum ängstigen
»wir uns in unsern Verhältnissen so ab, um nur das
»bischen Brot zu haben, das wir selber darüber nicht
»einmahl in Ruhe verzehren können? Warum treten
»wir denn nicht manchmahl aus uns heraus, und
»schütteln alles das ab, was uns quält und drückt,
»und hohlen darüber frischen Athem, und fühlen die
»himmlische Freyheit, die uns eigentlich angebothen
»ist? Dann müssen wir der Kriege und Schlachten,
»der Zänkereyen und Verläumdungen auf einige Zeit
»vergessen, alles hinter uns lassen und die Augen da-
»vor zudrücken, daß es in dieser Welt so conterbunt
»hergeht, und sich alles toll und verworren durchein-
»ander schiebt, damit irgend einmahl der himmlische
»Friede eine Gelegenheit fände, sich auf uns herab zu
»senken, und mit seinen süßen lieblichen Flügeln zu
»umarmen. Aber wir wollen uns gern immer mehr
»in dem Wirrwarr der gewöhnlichen Welthändel ver-
»stricken, wir ziehen selber einen Flor über den Spie-
»gel, der aus den Wolken herunterhängt, und in wel-
»chem Gottheit und Natur uns ihre himmlischen An-

»gesichter zeigen, damit wir nur die Eitelkeiten der
»Welt desto wichtiger finden dürfen. So kann der
»Menschengeist sich nicht aus dem Staube aufrichten,
»und getrost zu den Sternen hinblicken und seine Ver-
»wandtschaft zu ihnen empfinden. Er kann die Kunst
»nicht lieben, da er das nicht liebt, was ihn von der
»Verworrenheit erlöst, denn mit diesem seligen Frie-
»den ist die Kunst verwandt. Du glaubst nicht, wie
»gern ich jetzt etwas mahlen möchte, was so ganz den
»Zustand meiner Seele ausdrückte, und ihn auch bey
»andern wecken könnte. Ruhige fromme Herden, alte
»Hirten im Glanz der Abendsonne, und Engel, die
»in der Ferne durch Kornfelder gehen, um ihnen die
»Geburt des Herrn, des Erlösers, des Friedefürsten
»zu verkündigen. »Kein wildes Erstarren, keine er-
»schreckten durcheinander geworfenen Figuren, son-
»dern mit freudiger Sehnsucht müßten sie nach dem
»Himmlischen hinschauen, die Kinder müßten mit ih-
»ren zarten Händlein nach den goldenen Strahlen
»hindeuten, die von den Bothschaftern ausströmten.
»Jeder Anschauer müßte sich in das Bild hinein wün-
»schen, und seine Prozesse und Plane, seine Weisheit
»und seine politischen Konexionen auf ein Viertel-
»stündchen vergessen, und ihm würde dann vielleicht
»so seyn, wie mir jetzt ist, indem ich dieses schreibe
»und denke. Laß dich manchmahl, lieber Sebastian,
»von der guten freundlichen Natur anwehen, wenn
»es dir in deiner Brust zu enge wird, schau auf die

»Menschen je zuweilen hin, die im Strudel des Le»bens am wenigsten bemerkt werden, und heiße die »süße Frömmigkeit willkommen, die unter alten Ei»chen beym Schein der Abendsonne, wenn Heimchen »zwitschern und Feldtauben girren, auf dich nieder»kömmt. Nenne mich nicht zu weich und vielleicht »phantastisch, wenn ich dir dieses rathe, ich weiß, »daß du in manchen Sachen anders denkst, und ver»nünftiger und eben darum auch härter bist.«

»Ein Nachbar besuchte uns noch nach dem Abend»essen, und erzählte in seiner einfältigen Art einige »Legenden von Märtyrern. Der Künstler sollte nach »meinem Urtheil bey Bauern oder Kindern manchmahl »in die Schule gehen, um sich von seiner kalten Ge»lehrsamkeit oder zu großen Künstlichkeit zu erhohlen, »damit sein Herz sich wieder einmahl der Einfalt auf»thäte, die doch nur einzig und allein die wahre Kunst »ist. Ich wenigstens habe aus diesen Erzählungen »Vieles gelernt; die Gegenstände, die der Mahler »daraus darstellen müßte, sind mir in einem ganz »neuen Lichte erschienen. Ich weiß Kunstgemählde, »wo der rührendste Gegenstand von unnützeu schönen »Figuren, von Gemähldegelehrsamkeit und trefflich »ausgedachten Stellungen so eingebaut war, daß das »Auge lernte, das Herz aber nichts dabey empfand, »als worauf es doch vorzüglich müßte abgesehen seyn. »So aber wollen einige Meister größer werden als »die Größe, sie wollen ihren Gegenstand nicht dar-

»stellen, sondern verschönern, und darüber verlieren »sie sich in Nebendingen. Ich denke jetzt an alles »das, was uns der vielgeliebte Albrecht so oft vorge»sagt hat, und fühle, wie er immer recht und wahr »spricht. — Grüße ihn; ich muß hier aufhören, weil »ich müde bin. Morgen komme ich nach einer Stadt, »da will ich den Brief schließen und abschicken.« —

»Ich bin angekommen, und habe dir, Sebastian, »nur noch wenige Worte zu sagen, und auch diese »dürfen vielleicht überflüssig seyn. Wenn nur das »ewige Auf- und Abtreiben meiner Gedanken nicht »wäre! Wenn die Ruhe doch, die mich manchmahl »wie im Vorbeyfliegen küßt, bey mir einheimisch »würde, dann könnt' ich von Glück sagen, und es »würde vielleicht mit der Zeit ein Künstler aus mir, »den die Welt zu den angesehenen zählte, dessen »Nahmen sie mit Achtung und Liebe spräche. Aber »ich sehe es ein, noch mehr fühl' ich es, das wird »mir ewig nicht gegönnt seyn. Ich kann nicht dafür, ich kann mich nicht im Zaume halten, und alle meine »Entwürfe, Hoffnungen, mein Zutrauen zu mir geht »vor neuen Empfindungen unter, und es wird leer und »wüst in meiner Seele, wie in einer rauhen Landschaft, »wo die Brücken von einem wilden Waldstrome zusam»mengerissen sind. Ich hatte auf dem Wege so vielen »Muth, ich konnte mich ordentlich gegen die großen herr»lichen Gestalten nicht schützen, und mich ihrer nicht er»wehren, die in meiner Phantasie aufstiegen, sie über-

»schütteten mich mit ihrem Glanze, überdrängten mich
»mit ihrer Kraft, und eroberten und beherrschten so sehr
»meinen Geist, daß ich mich freute, und mir ein recht
»langes Leben wünschte, um der Welt, den Kunstfreun-
»den und dir, geliebter Sebastian, so recht ausführlich
»hinzumahlen, was mich innerlich mit unwiderstehli-
»cher Gewalt beherrschte. Aber kaum habe ich nun die
»Stadt, diese Mauern, und die Aemsigkeit der Men-
»schen gesehen, so ist alles in meinem Gemüthe wie-
»der wie zugeschüttet, ich kann die Plätze meiner Freu-
»de nicht wiederfinden, keine Erscheinung steigt auf.
»Ich weiß nicht mehr was ich bin; mein Sinn ist
»gänzlich verwirrt. Mein Zutrauen zu mir scheint
»mir Raserey, meine inwendigen Bilder sind mir ab-
»geschmakt, sie kommen mir so vor, als wenn sie sich
»nie wirklich fügen würden, als wenn kein Auge da-
»ran Wohlgefallen finden könnte. Mein Brief ver-
»drießt mich; mein Stolz ist beschämt. — Was ist es,
»Sebastian, warum kann ich nicht mit mir einig wer-
»den? Ich meine es doch so gut und ehrlich. — Lebe
»wohl, und bleibe immer mein Freund, und grüße Mei-
»ster Albrecht.«

Viertes Capitel.

Franz hatte in dieser Stadt einen Brief von Dürer an einen Mann abzugeben, der der Vorsteher einer ansehnlichen Fabrik war. Er ging zu ihm und traf ihn gerade in Geschäften, so daß Herr Zeuner den Brief nur sehr flüchtig las, und mit dem jungen Sternbald nur wenig sprechen konnte, er bath ihn aber zum Mittagsessen wieder zu kommen.

Franz ging betrübt durch die Gassen der Stadt, und fühlte sich ganz fremd. Zeuner hatte für ihn etwas Zurückstoßendes und Kaltes, und er hatte eine sehr freundliche Aufnahme erwartet, da er einen Brief von seinem ihm so theuren Lehrer brachte. Als es Zeit zum Mittagsessen war, ging er nach Zeuners Hause zurück, das eins der größten in der Stadt war; mit Bangigkeit schritt er die großen Treppen hinauf, und durch den prächtig verzierten Vorsaal; im ganzen Hause merkte man, daß man sich bey einem reichen Manne befinde. Er ward in einen Saal geführt, wo eine stattliche Versammlung von Herren

Damen, alle mit schönen Kleidern angethan, nur auf den Augenblick des Essens zu warten schienen. Nur wenige bemerkten ihn, und die zufälliger Weise ein Gespräch mit ihm anfingen, brachen bald wieder ab, als sie hörten, daß er ein Mahler sey. Jetzt trat der Herr des Hauses herein, und alle drängten sich mit höflichen und freundlichen Glückwünschen um ihn herum; jeder ward freundlich von ihm bewillkommt, auch Franz im Vorbeygehen. Dieser hatte sich in eine Ecke des Fensters zurückgezogen, und sah mit Bangigkeit und schlagendem Herzen auf die Gasse hinunter, denn es war zum ersten Mahle, daß er sich in einer solchen großen Gesellschaft befand. Wie anders kam ihn hier die Welt vor, da er von anständigen, wohlgekleideten, und unterrichteten Leuten über tausend nichtswürdige Gegenstände, nur nicht über die Mahlerey reden hörte, ob er gleich geglaubt hatte, daß sie jedem Menschen am Herzen liegen müsse, und daß man auf ihn, als einen vertrauten Freund Albrecht Dürers besonders aufmerksam seyn würde.

Man setzte sich zu Tische, er saß fast unten. Durch den Wein belebt, ward das Gespräch der Gesellschaft bald munterer, die Frauen erzählten von ihrem Putze, die Männer von ihren mannigfaltigen Geschäften, der Hausherr ließ sich weitläufig darüber aus, wie sehr er nun nach und nach seine Fabrik verbessert habe, und wie der Gewinn also um so einträglicher sey. Was den guten Franz besonders ängstigte, war,

daß von allen abwesenden reichen Leuten mit einer vorzüglichen Ehrfurcht gesprochen wurde; er fühlte, wie hier das Geld das einzige sey, was man achte und schätze: er konnte fast kein Wort mitsprechen. Auch die jungen Frauenzimmer waren ihm zuwider, da sie nicht so züchtig und still waren, wie er sie sich vorgestellt hatte, alle setzten ihn in Verlegenheit, er fühlte seine Armuth, seinen Mangel an Umgang zum ersten Mahle in seinem Leben auf eine bittere Art. In der Angst trank er vielen Wein, und ward dadurch, und von den sich durchkreuzenden Gesprächen ungemein erhitzt. Er hörte endlich kaum mehr darauf hin, was gesprochen ward, die groteskesten Figuren beschäftigten seine Phantasie, und als die Tafel aufgehoben ward, stand er mechanisch mit auf, fast ohne es zu wissen.

Die Gesellschaft verfügte sich nun in einen angenehmen Garten, und Franz setzte sich etwas abseits auf eine Rasenbank nieder, es war ihm, als wenn die Gesträuche und Bäume umher ihn über die Menschen trösteten, die ihm so zuwider waren. Seine Brust ward freyer, er wiederhohlte in Gedanken einige Lieder, die er in seiner Jugend gelernt hatte, und die ihm seit lange nicht eingefallen waren. Der Hausherr kam auf ihn zu, er stand auf, und sie gingen sprechend in einem schattigen Gange auf und ab.

»Ihr seyd jetzt auf der Reise?« fragte ihn Zeuner.

»Ja,« antwortete Franz, »vorjetzt will ich nach Flandern, und dann nach Italien.«

»Wie seyd Ihr gerade auf die Mahlerey gerathen?«

»Das kann ich Euch selber nicht sagen, ich war plötzlich dabey, ohne zu wissen, wie es kam; einen Trieb, etwas zu bilden, fühlte ich immer in mir.«

»Ich meine es gut mit Euch,« sagte Zeuner, »Ihr seyd jung, und darum laßt Euch von m r rathen. In meiner Jugend gab ich mich auch wohl zuweilen mit Zeichnen ab, als ich aber älter wurde, sah ich ein, daß mich das zu nichts führen könne. ich legte mich daher eifrig auf ernsthafte Geschäfte, und widmete ihnen alle meine Zeit, und sehet, dadurch bin ich nun auch das geworden, was ich bin. Eine große Fabrik und viele Arbeiter stehen unter mir, zu deren Aufsicht, so wie zum Führen meiner Rechnungen ich immer treue Leute brauche. Wenn Ihr wollt, so könnt Ihr mit einem sehr guten Gehalte bey mir eintreten, weil mir gerade mein erster Aufseher gestorben ist. Ihr habt ein sichres Brot, und ein gutes Auskommen. Ihr könnt Euch hier verheyrathen, und sogleich antreffen, was Ihr in einer ungewissen zukünftigen Ferne sucht. — Wollt Ihr also Eure Reise einstellen, und bey mir bleiben?«

Franz antwortete nicht.

»Ihr mögt vielleicht viel Geschick zur Kunst ha-

ben,« fuhr jener fort, »aber was habt ihr mit alle dem gewonnen? Wenn ihr ein großer Meister werdet, so führt Ihr doch immer ein kümmerliches und höchst armseliges Leben. Ihr habt ja das Beyspiel an Eurem Lehrer. Wer erkennt ihn, wer belohnt ihn? Mit allem seinem Fleiße muß er sich doch von einem Tage zum andern hinübergrämen, er hat keine frohe Stunde, er kann sich nie recht ergötzen, Niemand achtet ihn, da er ohne Vermögen ist, statt daß er reich, angesehen und von Einfluß seyn könnte, wenn er sich den bürgerlichen Geschäften gewidmet hätte.«

»Ich kann Euren Vorschlag durchaus nicht annehmen,« rief Franz aus.

»Und warum nicht? ist denn nicht alles wahr, was ich Euch gesagt habe?«

»Und wenn es auch wahr ist,« antwortete Franz, »so kann ich es doch so unmöglich glauben. Wenn Ihr das Zeichnen und Bilden sogleich habt unterlassen können, als Ihr es wolltet, so ist es gut für Euch, aber so habt Ihr auch unmöglich einen recht kräftigen Trieb dazu verspührt. Ich wüßte nicht, wie ich es anfinge, daß ich es unterließe, ich würde Eure Rechnungen, und alles verderben, denn immer würden meine Gedanken darauf gerichtet bleiben, wie ich diese Stellung und jene Miene gut ausdrücken wollte, alle Eure Arbeiter würden mir nur eben so viele Modelle seyn, Ihr wärt ein schlechter Künstler ge-

worden, so wie ich zu allen ernsthaften Geschäften verdorben bin, denn ich achte sie zu wenig, ich habe keine Ehrfurcht vor dem Reichthum, ich könnte mich nimmer zu diesem kunstlosen Leben bequemen. Und was Ihr mir von meinem Albrecht Dürer sagt, gereicht den Menschen, nicht aber ihm zum Vorwurf. Er ist arm, aber doch in seiner Armuth glückseliger als Ihr. Oder haltet Ihr es denn für so gar nichts, daß er sich hinstellen darf, und sagen: nun will ich einen Christuskopf mahlen! und das Haupt des Erlösers mit seinen göttlichen Mienen in Kurzem wirklich vor Euch stehet, und Euch ansieht und Euch zur Andacht und Ehrfurcht zwingt, selbst wenn Ihr gar nicht dazu aufgelegt seyd? Seht, so ein Mann ist der verachtete Dürer.«

Franz hatte nicht bemerkt, daß während seiner Rede sich das Gesicht seines Wirths sich zum Unwillen verzogen hatte; er nahm kurz Abschied, und ging mit weinenden Augen nach seinem Wirthshause. Hier hatte er auf seinem Fenster das Bildniß Albrecht Dürers aufgestellt, und als er in die Stube trat, fiel er laut weinend und klagend davor nieder, und schloß es in seine Arme, drückte es an die Brust, und bedeckte es mit Küssen. »Ja, mein guter, lieber, ehrlicher Meister!« rief er aus, »nun lerne ich erst die Welt und ihre Gesinnungen kennen! Das ist das, was ich dir nicht glauben wollte, so oft du es mir auch sagtest. Ach wohl, wohl sind die Menschen un-

dankbar gegen dich und deine Herrlichkeit, und gegen die Freuden, die du ihnen zu genießen gibst. Freylich haben Sorgen und stete Arbeit diese Furchen in deine Stirne gezogen, ach! ich kenne diese Falten ja nur zu gut. Welcher unglückselige Geist hat mir diese Liebe und Verehruug zu dir eingeblasen, daß ich wie ein lächerliches Wunder unter den übrigen Menschen herumstehen muß, daß ich auf ihre Reden nichts zu antworten weiß, daß sie meine Fragen nicht verstehen? Aber ich will dir und meinem Triebe getreu bleiben; was thuts, wenn ich arm und verachtet bin, was hinderts, wenn ich auch am Ende aus Mangel umkommen sollte! Du und Sebastian, ihr beyde werdet mich wenigstens deßhalb lieben!«

Er hatte noch einen Brief von Dürers Freund Pirkheimer, an einen angesehenen Mann in der Stadt abzugeben. Er war unentschlossen, ob er ihn selber hintragen sollte. Endlich nahm er sich vor, ihn eilig abzugeben, und noch an diesem Abend die Stadt, die ihm so sehr zuwider war, zu verlassen.

Man wieß ihn auf seine Fragen nach einem abgelegenen kleinen Hause, in welchem die größte Ruhe und Stille herrschte. Ein Diener führte ihn in ein geschmackvolles Zimmer, in welchem ein ehrwürdiger alter Mann saß; es war derselbe, an den der Brief gerichtet war. »Ich freue mich,« sagte der Greis, »wieder einmahl Nachrichten von meinem lieben Freunde Pirkheimer zu erhalten; aber verzeiht, junger

Mann, meine Augen sind zu schwach, daß Ihr so gut seyn müßt, ihn mir vorzulesen.«

Franz schlug den Brief auseinander, und las unter Herzklopfen, wie Pirkheimer ihn als einen edlen und sehr hoffnungsvollen jungen Mahler rühmte, und ihn den besten Schüler Albrecht Dürers nannte. Bey diesen Worten konnte er kaum seine Thränen zurückdrängen.

»So seyd Ihr ein Schüler des großen Mannes, meines theuren Albrechts?« rief der Alte wie entzückt aus, »o so seyd mir von Herzen willkommen!« Er umarmte mit diesen Worten den jungen Mann, der nun seine schmerzliche Freude nicht mehr mäßigen konnte, laut schluchzte, und ihm alles erzählte.

Der Greis tröstete ihn, und Beyde setzten sich. »O wie oft,« sagte der alte Mann, »habe ich mich an den überaus köstlichen Werken dieses wahrhaft einzigen Mannes ergötzt, als meine Augen noch in ihrer Kraft waren! Wie oft hat nur er mich über alles Unglück dieser Erde getröstet! O wenn ich ihn doch ein Mahl wieder sehen könnte!«

Franz vergaß nun, daß er noch vor Sonnenuntergang hatte die Stadt verlassen wollen; er blieb gern, als ihn der Alte zum Abendessen bath. Bis spät in die Nacht mußte er ihm von Albrechts Werken, von ihm erzählen, dann von Pirkheimer, und von seinen eigenen Entwürfen. Franz ergötzte sich an diesem Gespräch, und konnte nicht müde werden, dieß

und jenes zu fragen und zu erzählen, er freute sich, daß der Greis die Kunst so schätzte, wie er von seinem Lehrer mit eben der Wärme sprach.

Sehr spät gingen sie aus einander, und Franz fühlte sich so getröstet und so glücklich, daß er noch lange in seinem Zimmer auf und ab ging, den Mann betrachtete, und an großen Gemählden in Gedanken arbeitete.

Fünftes Capitel.

Wir treffen unsern jungen Freund wieder an vor einem Dorfe an der Tauber. Er hatte einen Umweg gemacht, um hier seine Eltern zu besuchen, denn er war als ein Knabe von zwölf Jahren zufälliger Weise nach Nürnberg gekommen, und auf sein inständiges Bitten bey Meister Albrecht in die Lehre gebracht, er hatte in Nürnberg einige weitläuftige Verwandten, die ihn unterstützten. Jetzt hatte er von seinen Aeltern, die Bauern waren, lange keine Nachrichten bekommen.

Es war noch am Morgen, als er in dem Wäldchen stand, das vor dem Dorfe lag. Hier war sein Spielplatz gewesen, hier war er oft in der stillen Einsamkeit des Abends voll Nachdenken gewandelt, wenn die Schatten immer dichter zusammen wuchsen, und das Roth der sinkenden Sonne tief unten durch die Baumstämme äugelte, und mit zuckenden Strahlen um ihn spielte. Hier hatte sich zuerst sein Trieb entzündet, und er betrat den Wald mit einer Empfindung, wie man in einen heiligen Tempel tritt.

Er hatte vor allen einen Lieblingsbaum gehabt, von dem er sich immer kaum hatte trennen können; diesen suchte er jetzt mit großer Emsigkeit auf. Es war eine dicke Eiche mit vielen weit ausgebreiteten Zweigen, die Kühlung und Schatten gaben. Er fand den Baum und den Rasen am Fuße desselben noch eben so weich und frisch, als ehemahls. Wie vieler Gefühle aus seiner Kindheit erinnerte er sich an dieser Stelle! wie er gewünscht hatte, oben in dem krausen Wipfel zu sitzen, und von da in's weite Land hinein zu schauen, mit welcher Sehnsucht er den Vögeln nachgesehen hatte, die von Zweig zu Zweig sprangen, und auf den dunkelgrünen Blättern scherzten, die nicht wie er nach einem Hause rückkehrten, sondern im ewig frohen Leben von glänzenden Stunden angeschienen, die frische Luft einathmeten, und Gesang zurück gaben, die das Abend- und Morgenroth sahen, die keine Schule hatten, und keinen strengen Lehrer. Ihm fiel alles ein, was er vormahls gedacht hatte, alle kindische Begriffe und Empfindungen gingen an ihm vorüber, und reichten ihm die kleinen Hände, und hießen ihn so herzlich willkommen, daß er heftig im Innern erschrak, daß er nun wieder unter dem alten Baume stehe, und wieder dasselbe denke und empfinde, er noch derselbe, Mensch sey. Alle zwischen liegenden Jahre, und alles, was sie an ihm vermocht hatten, fiel in einem Augenblicke von ihm ab, und er stand wieder als Knabe

da, die Zeit seiner Kindheit lag ihm so nah, so nah, daß er alles übrige nur für einen vorbey fliegenden Traum halten wollte. Ein Wind rauschte herüber, und ging durch die großen Aeste des Baumes, und alle Gefühle, die fernsten und dunkelnsten Erinnerungen wurden mit herüber geweht, und wie Vorhänge fiel es immer mehr von Franzens Seele zurück, und er sah nur sich und die liebe Vergangenheit. Alle frommen Empfindungen gegen seine Aeltern, der Unterricht, den ihm seine ersten Bücher gaben, sein Spielzeug fiel ihm wieder bey, und seine Zärtlichkeit gegen leblose Gestalten.

»Wer bin ich?« sagte er zu sich selber, und schaute ängstlich um sich her. »Was ist es, daß die Vergangenheit so lebendig in meinem Innern aufsteigt? Wie konnte ich alles, wie konnte ich meine Aeltern so lange, fast, wenn ich wahr seyn soll, vergessen? Wie wäre es möglich, daß uns die Kunst gegen die besten und theuersten Gefühle verhärten könnte? Und doch kann es nur das seyn, daß dieser Trieb mich zu sehr beschäftigte, sich mir vorbaute, und die Aussicht des übrigen Lebens verdeckte.«

Er stand in Gedanken, und die Mahlerstube und Albrecht und seine Copien kamen ihm wieder in die Gedanken, er setzte seinen Freund Sebastian sich gegenüber, und hörte schnell wieder durch, was sie nur je mit einander gesprochen hatten; dann sah er wieder um sich, und die Natur selbst, der Himmel, der

rauschende Wald und sein Lieblingsbaum schienen Athem und Leben zu seinen Gemählden herzugeben, Vergangenheit und Zukunft bekräftigen seinen Trieb, und alles, was er gedacht und empfunden, war ihm nur deßwegen werth, weil es ihn zur Kunstliebe geführt hatte. Er ging mit schnellen Schritten weiter, und alle Bäume schienen ihm nachzurufen, aus jedem Busche traten Erscheinungen hervor, und wollten ihn zurückhalten, er taumelte aus einer Erinnerung in die andere, und verlor sich in ein Labyrinth von seltsamen Empfindungen.

Er kam auf einen freyen Platz im Walde, und plötzlich stand er still. Er wußte selbst nicht, warum er inne hielt, und verweilte, um darüber nachzudenken. Ihm war, als habe er sich hier auf etwas zu besinnen, das ihm so lieb, so unaussprechlich theuer gewesen sey; jede Blume im Grase nickte so freundlich, als wenn sie ihm auf seine Erinnerungen helfen wollte. »Es ist hier, gewißlich hier!« sagte er zu sich selber, und suchte emsig nach dem glänzenden Bilde, das wie von schwarzen Wolken in seiner innersten Seele zurück gehalten wurde. Mit einem Mahle brachen ihm die Thränen aus den Augen, er hörte vom Felde herüber eine einsame Schalmeye eines Schäfers, und nun wußte er alles. Als ein Knabe von sechs Jahren war er hier im Walde gegangen, auf diesem Platze hatte er Blumen gesucht, ein Wagen kam daher gefahren, und hielt still, eine Frau

stieg ab, und hob ein Kind herunter, und beyde gingen auf dem grünen Platze auf und ab, und vor dem kleinen Franz vorüber. Das Kind, ein liebliches blondes Mädchen, kam zu Franz, und bath um seine Blumen, er schenkte sie ihr alle, ohne selbst seine Lieblinge zurück zu behalten, indeß ein alter Bedienter auf einem Waldhorne blies, und Töne hervor brachte, die dem jungen Franz damahls äußerst wunderbar in die Ohren klangen. So verging eine Zeit, und Franz hatte alles vergessen; dann fuhren die Fremden wieder fort, und er erwachte wie aus einem Entzücken zu sich und den gewöhnlichen Empfindungen, den gewöhnlichen Spielen, dem gewöhnlichen Leben von einem Tage zum andern hinüber. Dazwischen klangen immer die holden Waldhornstöne in seine Existenz hinein, und vor ihm stand, wie der Mond, das holde Angesicht des Kindes, dem er seine Blumen geschenkt hatte, nach denen er im Schlummer oft die Hände ausstreckte, weil ihn dünkte, er erhielte sie von dem Mädchen wieder. Alles Liebe und Holde entlehnte er von ihrem Bilde, alles Schöne, was er sah, trug er zu ihrer Gestalt hinüber; wenn er von Engeln hörte, glaubte er einen zu kennen, und sich von ihm gekannt, er war es überzeugt, daß die Feldblumen einst ein Erkennungszeichen zwischen ihnen beyden seyn würden.

Als er so deutlich wieder an alles dieses dachte, als ihm einfiel, daß er es in so langer Zeit gänzlich

vergessen hatte, setzte er sich ins grüne Gras nieder, und weinte; er drückte sein heißes Gesicht an den Boden, und küßte mit Zärtlichkeit die Blumen, die dort standen. Er hörte in der Trunkenheit wieder die Melodie eines Waldhorns, und konnte sich vor Wehmuth, vor Schmerzen der Erinnerung und süßen und gewissen Hoffnungen nicht fassen. »Bin ich wahnsinnig, oder was ist es mit diesem thörichten Herzen?« rief er aus. »Welche unsichtbare Hand fährt so zärtlich und grausam zugleich über alle Saiten in meinem Innern hinweg, und scheucht alle Träume und Wundergestalten, Seufzer und Thränen und verklungene Lieder aus ihrem fernen Hinterhalte hervor? O mein Geist, ich fühle es in mir, strebt nach etwas Ueberirdischem, das keinem Menschen gegönnt ist. Mit magnetischer Gewalt zieht der unsichtbare Himmel mein Herz an sich, und bewegt alle Ahndungen durcheinander, die längst ausgeweinten Freuden, die unmöglichen Wonnen, die Hoffnungen, die keine Erfüllung zugeben. Und ich kann es keinem Menschen, keinem Bruder einmahl klagen, wie mein Gemüth zugerichtet ist; denn keiner würde meine Worte verstehen, daher aber gebricht mir die Kraft, die den übrigen Menschen verliehen ist, und die uns zum Leben nothwendig bleibt, ich matte mich ab in mir selber, und keiner hat dessen Gewinn, mein Muth verzehrt sich, ich wünsche, was ich selbst nicht kenne. Wie Jacob sehe ich im Traume die Himmelsleiter

mit ihren Engeln, aber ich kann nicht selbst hinauf steigen, um oben in das glänzende Paradies zu schauen, denn der Schlaf hat meine Glieder bezwungen, und was ich sehe und höre, ahnde, hoffe und lieben möchte, ist nur Traumgestalt in mir.«

Jetzt schlug die Glocke im Dorfe. Er stand auf, und trocknete sich die Augen, indem er weiter ging, und nun schon die Hütte und die kleine Kirche durch das grüne Laub auf sich zuschimmern sah. Er ging an einem Garten vorbey, und über den Zaun herüber hing ein Zweig voll rother schöner Kirschen. Er konnte es nicht unterlassen, einige abzubrechen, und sie zu kosten, weil die Frucht dieses Baumes ihn in der Kindheit oft erfreuet hatte; es waren dieselben Zweige, die sich ihm auch jetzt freundlich entgegen streckten, aber die Frucht schmeckte ihm nicht, wie damahls. In der Kindheit wird der Mensch von der blanken, glänzenden und vielfarbigen Früchten und ihrem süßen, lieblichen Geschmacke angelockt, das Leben lieb zu gewinnen, wie es die Schulmeister in den Schulen machen, die mit Süßigkeiten dem Kinde Lust zum Lernen beybringen wollen; nachher verliert sich im Menschen dieses frohe Vorgefühl des Lebens, er ist der Lockungen gewöhnt, und dagegen abgestumpft.

Franz ging über den Kirchhof, und las die Kreuze im Vorbeygehen schnell, aber an keinem war der Nahme seines Vaters oder seiner Mutter angeschrie-

ben, und er fühlte sich zuversichtlicher. Die Mauer des Thurmes kam ihm nicht so hoch vor, alles war ihm beengter, das Haus seiner Aeltern kannte er kaum wieder. Er zitterte, als er die Thür anfaßte, und doch war es ihm schon wieder so gewöhnlich, diese Thür zu öffnen. In der Stube saß seine Mutter mit verbundenem Kopfe, und weinte; als sie ihn erkannte, weinte sie noch heftiger; der Vater lag im Bette, und war krank. Er umarmte sie beyde mit gepreßtem Herzen, er erzählte ihnen, sie ihm, sie sprachen durcheinander, und fragten sich, und wußten doch nicht recht, was sie reden sollten. Der Vater war matt und bleich. Franz hatte sich ihn ganz anders vorgestellt, und darum war er nun so gerührt, und konnte sich gar nicht wieder zufrieden geben. Der alte Mann sprach viel vom Sterben, von der Hoffnung der Seligkeit, er fragte den jungen Franz, ob er auch Gott noch so treu anhange, wie er ihm immer gelehrt habe. Franz drückte ihm die Hand, und sagte: »Haben wir in diesem irdischen Leben etwas anders zu suchen, als die Ewigkeit? Ihr liegt nun da an der Gränze, Ihr werdet nun bald in Eurer Andacht nicht mehr gestört werden, und ich will mir gewiß auch alle Mühe geben, mich von den Eitelkeiten zu entfernen.

»Liebster Sohn,« sagte der Vater, »ich sehe, mein Lehren ist an dir nicht verloren gegangen. Wir müssen arbeiten, sinnen und denken, weil wir einmahl

in diesem Leben, in diesem Joch eingespannt sind, aber darum müssen wir doch nur das Höhere aus den Augen verliehren. Sey redlich in deinem Gewerbe, damit es dich ernährt, aber laß nicht deine Nahrung, deine Bekleidung den letzten Gedanken deines Lebens seyn; trachte auch nicht nach dem irdischen Ruhme, denn alles ist doch nur eitel, alles bleibt hinter uns, wenn der Tod uns fordert. Mahle, wenn es seyn kann, die heiligen Geschichten recht oft, um auch in weltlichen Gemüthern die Andacht zu erwecken.«

Franz aß wenig zum Mittage, der Alte schien sich gegen Abend zu erhohlen. Die Mutter war nun schon daran gewöhnt, daß Franz wieder da sey; sie machte sich seinetwegen viel zu thun, und vernachlässigte den Vater beynahe. Franz war unzufrieden mit sich, er hätte dem Kranken gern alle glühende Liebe eines guten Sohnes gezeigt, auf seine letzten Stunden gern alles gehäuft, was ihn durch ein langes Leben hatte begleiten sollen, aber er fühlte sich so verworren, und sein Herz so matt, daß er über sich selber erschrak. Er dachte an tausend Gegenstände, die ihn zerstreuten, vorzüglich ein Gemählde von Kranken, von traurenden Söhnen und wehklagenden Müttern, und darüber machte er sich dann die bittersten Vorwürfe.

Als sich die Sonne zum Untergange neigte, ging die Mutter hinaus, um aus ihrem kleinen Garten,

der etwas entfernt war, Gemüse zu hohlen zur Abendmahlzeit. Der Alte ließ sich von seinem Sohne mit einem Sessel vor die Hausthüre tragen, um sich von den rothen Abendstrahlen bescheinen zu lassen.

Es stand ein Regenbogen am Himmel, und in Westen regnete der Abend in goldenen Strömen nieder. Schafe weideten gegenüber, und Birken säuselten, der Vater schien stärker zu seyn. »Nun sterbe ich gerne, rief er aus, da ich dich doch noch vor meinem Tode gesehen habe.«

Franz konnte nicht viel antworten, die Sonne sank tiefer, und schien dem Alten feurig in's Gesicht, der sich weg wendete und seufzte: »Wie Gottes Auge blickt es mich noch zu guter Letzt an, und straft mich Lügen; ach! wenn doch erst alles vorüber wäre!« Franz verstand diese Worte nicht, aber er glaubte zu bemerken, daß sein Vater von Gedanken beunruhigt würde. »Ach! wenn man so mit hinunter sinken könnte!« rief der Alte aus, »mit hinunter, mit der lieben Gottes Sonne! O wie schön und herrlich ist die Erde, und jenseits muß es noch schöner seyn; dafür ist uns Gottes Allmacht Bürge. Bleib immer fromm und gut, lieber Franz! und höre mir aufmerksam zu, was ich dir noch jetzt zu entdecken habe.«

Franz trat ihm näher, und der Alte sagte: Du bist mein Sohn nicht, liebes Kind. — Indem kam die Mutter zurück; man konnte sie aus der Ferne

hören, weil sie mit lauter Stimme ein geistliches Lied sang, und der Alte brach sehr schnell ab, und sprach von gleichgültigen Dingen. »Morgen,« sagte er heimlich zu Franz, »morgen!«

Die Herden kamen vom Felde mit den Schnittern, alles war fröhlich, aber Franz war sehr in Gedanken versunken, er betrachtete die beyden Alten in einem ganz neuen Verhältnisse zu sich selber, er konnte kein Gespräch anfangen, die letzten Worte seines vermeintlichen Vaters schallten ihm noch immer in den Ohren, und er erwartete mit Ungeduld den Morgen.

Es ward finster, der Alte ward hinein getragen, und legte sich nieder schlafen; Franz aß mit der Mutter. Plötzlich hörten sie nicht mehr den Athemzug des Vaters, sie eilten hinzu, und er war verschieden. Sie sahen sich stumm an, und nur Brigitte konnte weinen. »Ach! so ist er denn gestorben, ohne von mir Abschied zu nehmen?« sagte sie seufzend; »ohne Priester und Einsegnung ist er entschlafen! Ach! wer auf der weiten Erde wird nun noch mit mir sprechen, da sein Mund stumm geworden ist? Wem soll ich mein Leid klagen, wer wird mir sagen, wenn die Bäume blühen, und wenn wir die Früchte abnehmen? — Ach! der gute alte Vater, nun ist es also vorbey mit unserm Umgang, mit unsern Abendgesprächen, und ich kann gar nichts dazu thun, sondern ich muß mich nun so eben darein finden. Unser aller Ende sey eben so sanft!«

Die Thränen machten sie stumm, und Franz tröstete sie. Er sah in Gedanken bethende Einsiedler, die verehrungswürdigen Märtyrer, und alle Leiden der armen Menschheit gingen in mannichfaltigen Bildern seinem Geiste vorüber.

Sechstes Capitel.

Die Leiche des Alten lag in der Kammer auf Stroh ausgebreitet, und Franz stand sinnend vor der Thür. Die Nachbarn traten herzu, und trösteten ihn; Brigitte weint von neuem, so oft darüber gesprochen wurde, sein Herz war zu, seine Augen waren wie vertrocknet, tausend neue Bilder zogen durch seine Sinne, er konnte sich selber nicht verstehen, er hätte gern mit jemand sprechen mögen, er wünschte Sebastian herbey, um ihm alles klagen zu können.

Am dritten Tage war das Begräbniß, und Brigitte weinte und klagte laut am Grabe, als sie nun den mit Erde zudeckten, den sie seit zwanzig Jahren so genau gekannt hatte, den sie fast Einzig liebte. Sie wünschte auch bald zu sterben, um wieder in seiner Gesellschaft zu seyn, um mit ihm die Gespräche fort zu setzen, die sie hier hatte abbrechen müssen. Franz schweifte indeß im Felde umher, und betrachtete die Bäume, die sich in einem benachbarten

Teiche spiegelten. Er hatte noch nie eine Landschaft mit diesem Vergnügen beschaut, es war ihm noch nie vergönnt gewesen, die mannichfaltigen Farben mit ihren Schattirungen, das Süße der Ruhe, die Wirkung des Baumschlages in der Natur zu entdecken, wie er es jetzt im klaren Wasser gewahr ward. Ueber alles ergetzte ihn aber die wunderbare Perspective, die sich bildete, und der Himmel dazwischen mit seinen Wolkenbildern, das zarte Blau, das zwischen den krausen Figuren und dem zitternden Laube schwamm. Franz zog seine Schreibtafel hervor, und wollte die Landschaft anfangen zu zeichnen; aber schon die wirkliche Natur erschien ihm trocken gegen die Abbildung im Wasser, noch weniger aber wollten ihm die Striche auf dem Papiere genügen, die durchaus nicht nachbildeten, was er vor sich sah. Er war bisher noch nie darauf gekommen, eine Landschaft zu zeichnen, er hatte sie immer nur als eine nothwendige Zugabe zu manchen historischen Bildern angesehen, aber noch nie empfunden, daß die leblose Natur etwas für sich Ganzes und Vollendetes ausmachen könne, und so der Darstellung würdig sey. Unbefriedigt ging er nach der Hütte seines Pflegevaters zurück.

Seine Mutter kam ihm entgegen, die sich in der ungewohnten Einsamkeit nicht zu lassen wußte. Sie setzten sich beyde auf eine Bank, die vor dem Hause stand, und unterredeten sich von mancherley Dingen.

Franz ward durch jeden Gegenstand, den er sah, durch jedes Wort, das er hörte, niedergeschlagen, die weidenden Herden, die ziehenden Töne des Windes durch die Bäume, das frische Gras und die sanften Hügel weckten keine Poesie in seiner Seele auf. Er hatte Vater und Mutter verloren, seine Freunde verlassen, er kam sich so verwaist und verachtet vor, besonders hier auf dem Lande, wo er mit niemand über die Kunst sprechen konnte, daß ihm fast aller Muth zum Leben verließ. Seine Mutter nahm seine Hand, und sagte: »Lieber Sohn, du willst jetzt in die weite Welt hinein gehen, wenn ich dir rathen soll, so thue es nicht, denn es bringt dir doch keinen Gewinn. Die Fremde thut keinem Menschen gut, wo er zu Hause gehört, da blüht auch seine Wohlfahrt; fremde Menschen werden es nie ehrlich mit dir meinen, das Vaterland ist gut, und warum willst du so weit weg, und Deutschland verlassen, und was soll ich indessen anfangen? Dein Mahlen ist auch ein unsicheres Brot, wie du mir schon selber gesagt hast, du wirst darüber alt und grau; deine Jugend vergeht, und mußt noch obendrein wie ein Flüchtling aus deinem Lande wandern. Bleib hier bey mir, mein Sohn! sieh, die Felder sind alle im besten Zustande, die Gärten sind gut eingerichtet, wenn du dich des Hauswesens und des Ackerbaues annehmen willst, so ist uns beyden geholfen, und du führst doch ein sicheres und ruhiges Leben, du weißt doch

dann, wo du deinen Unterhalt hernimmst, du kannst hier heirathen, es findet sich wohl eine Gelegenheit, du lernst dich bald ein, und die Arbeit des Vaters wird dann von dir fortgesetzt. Was sagst du zu dem allen, mein Sohn?«

Franz schwieg eine Weile still, nicht weil er den Vorschlag bey sich überlegte, sondern weil an diesem Tage alle Vorstellungen so schwer in seine Seele fielen, daß sie lange hafteten. Ihm lag Herr Zeuner von neuem in den Gedanken, er sah die ganze Gesellschaft noch ein Mahl, und fühlte alle Beängstigungen noch wieder, die er dort erlitten hatte. »Es kann nicht seyn, liebe Mutter,« sagte er endlich. »Seht, ich habe so lange auf die Gelegenheit zum Reisen gewartet, jetzt ist sie gekommen, und ich kann sie nicht wieder aus den Händen gehen lassen. Ich habe mir ängstlich und sorgsam all' mein Geld, dessen ich habhaft werden konnte, dazu gesammelt, was würde Dürer sagen, wenn ich jetzt alles aufgäbe?«

Die Mutter wurde über diese Antwort sehr betrübt, sie sagte sehr weichherzig: »Was aber suchst du in der Welt, lieber Sohn? Was kann dich so heftig antreiben, ein ungewisses Glück zu erproben? Ist denn der Feldbau nicht auch etwas Schönes, und immer in Gottes freyer Welt zu hantiren, und stark und gesund zu seyn? Mir zu Liebe könntest du auch etwas thun, und wenn du noch so glücklich bist,

kömmst du doch nicht weiter, als daß du dich satt essen kannst, und eine Frau ernährst, und Kinder groß ziehest, die dich lieben und ehren. Alles dieß zeitliche Wesen kannst du nun hier schon haben, hier hast du es gewiß, und deine Zukunft ist noch ungewiß. Ach lieber Franz, und es ist denn doch auch eine herzliche Freude, das Brot zu essen, das man selber gezogen hat, seinen eigenen Wein zu trinken, mit den Pferden und Kühen im Hause bekannt zu seyn, in der Woche zu arbeiten, und des Sonntags zu rasten. Aber dein Sinn steht dir nach der Ferne, du liebst deine Aeltern nicht, du gehst in dein Unglück, und verlierst gewiß deine Zeit, vielleicht noch deine Gesundheit.«

»Es ist nicht das, liebe Mutter!« rief Franz aus, »und Ihr werdet mich auch gar nicht verstehen, wenn ich es Euch sage. Es ist mir gar nicht darum zu thun, Leinwand zu nehmen, und die Farben mit mehr oder weniger Geschicklichkeit aufzutragen, um damit meinen täglichen Unterhalt zu erwerben; denn seht, in manchen Stunden kömmt es mir sogar sündhaft vor, wenn ich es so beginnen wollte. Ich denke an meinen Erwerb niemahls, wenn ich an die Kunst denke, ja, ich kann mich selber hassen, wenn ich zuweilen darauf verfalle. Ihr seyd so gut, Ihr seyd so zärtlich gegen mich, aber noch weit mehr, als Ihr mich liebt, liebe ich meine Hantirung. Nun ist es mir vergönnt, alle die Meister wirklich zu sehen, die ich bisher nur in der Ferne verehrt habe; von Vielen

habe ich nur die Nahmen gehört. Wenn ich dieß erleben kann, und beständig neue Bilder sehen und lernen, und die Meister hören; wenn ich durch ungekannte Gegenden mit frischem Herzen streifen kann, so mag ich keines ruhigen Lebens genießen. Tausend Stimmen rufen mir herzstärkend aus der Ferne zu, ziehende Vögel, die über meinem Haupte weg fliegen, scheinen mir Bothen aus der Ferne, alle Wolken erinnern mich an meine Reise, jeder Gedanke, jeder Pulsschlag treibt mich vorwärts, wie könnte ich da wohl in meinen jungen Jahren ruhig hier sitzen, und den Wachsthum des Getreides abwarten, die Einzäumung des Gartens besorgen und Rüben pflanzen! Nein, laßt mir meinen Sinn, ich bitte Euch darum, und redet mir nicht weiter zu, denn ihr quält mich nur damit.«

»Nun; so magst du es haben,« sagte Brigitte im halben Unwillen, »aber ich weiß, daß es dich noch einmahl gereuet, daß du dich wieder hierher wünschest, und dann ist's zu spät, daß du dann das hoch und theuer schätzest, was du jetzt verschmähest und verachtest.«

»Ich habe Euch etwas zu fragen, liebe Mutter,« fuhr Franz fort. »Der Vater ist gestorben ohne mir Rechenschaft davon zu geben; er sagte mir, ich sey sein Sohn nicht, und brach dann ab. Was wißt Ihr von meiner Herkunft?«

»Nichts weiter, lieber Franz,« sagte die Mutter,

»und dein Vater hat mir darüber nie etwas anvertraut. Als ich ihn kennen lernte und heirathete, warst du schon bey ihm, und damahl zwey Jahre alt, er sagte mir, daß du sein einziges Kind von seiner verstorbenen Frau seyst. Ich verwunderte mich, warum der Mann nun zu dir anders gesprochen hat.«

Franz blieb also über seine Herkunft immer noch in Ungewißheit; diese Gedanken beschäftigten ihn sehr, und er wurde in manchen Stunden darüber verdrüßlich und traurig. Das Erntefest war indeß heran gekommen, und alle Leute im Dorfe waren sehr fröhlich; jedermann war nur darauf bedacht, sich zu vergnügen; die Kinder hüpften umher, und konnten den Tag nicht erwarten. Franz hatte sich vorgenommen, diesen Tag in der Einsamkeit zuzubringen sich nur mit seinen Gedanken zu beschäftigen, und sich nicht um die Fröhlichkeit der übrigen Menschen zu bekümmern. Er war in der Woche, die er hier bey seinem Pflegevater zubrachte, überhaupt ganz in sich versunken, nichts konnte ihm rechte Freude machen, denn ihm war hier ganz anders, und alles ereignete sich so ganz anders, als er es vorher vermuthet hatte. Am Tage vor dem Erntefeste erhielt er einen Brief von seinem Sebastian; denn es war vorher ausgemacht, daß er ihm schreiben sollte, während er hier auf dem Dorfe sey. Wie wenn nach langen Winternächten und trüben Tagen der erste Frühlingstag über die starre Erde geht, so erheiterte

sich Franzens Gemüth, als er diesen Brief in der Hand hielt; es war, als wenn ihm plötzlich sein Freund Sebastian selber anrühre, und ihm in die Arme fliege; er hatte seinen Muth wieder, er fühlte sich nicht mehr so verlassen, er erbrach das Siegel.

Wie erstaunte und freute er sich zu gleicher Zeit, als er darin noch ein anderes Schreiben von seinem Albrecht Dürer fand, welches er nie erwartet hatte. Er war ungewiß, welchen Brief er zuerst lesen sollte; doch schlug er Sebastians Brief aus einander, welcher folgender Maßen lautete:

Liebster Franz!

»Wir gedenken deiner in allen unsern Gesprächen, und so kurze Zeit du auch entfernt bist, so dünkt es mich doch schon recht lange. Ich kann mich immer noch in dem Hause ohne dich nicht schicken und fügen, alles ist mir zu leer, und doch zu enge, ich kann nicht sagen, ob sich das wieder ändern wird. Als ich von dir an jenem schönen und traurigen Morgeu durch die Kornfelder zurück ging, als ich alle die Stellen wieder betrat, wo ich mit dir gegangen war, und der Stadt mich nun immer mehr näherte; o Franz! ich kann es dir nicht sagen, was da mein Herz empfand. Es war mir alles im Leben taub und ohne Reitz, und ich hätte vorher niemahls geglaubt, daß ich dich so lieb haben könnte. Wie wollte ich

jetzt mit den Stunden geitzen, die ich sonst unbesehen und ungenossen verschwendete, wenn ich nur mit dir wieder zusammen seyn könnte! Alles, was ich in die Hände nehme, erinnert mich an dich, und meine Pallette, mein Pinsel, alles macht mich wehmüthig, ohne daß ich begreifen kann, wie es zugeht. Als ich in die Stadt wieder hinein kam, als ich die gewohnten Treppen unsers Hauses wieder hinauf stieg, und da wieder alles liegen und stehen sah, wie ich es am frühen Morgen verlassen hatte, konnt' ich mich der Thränen nicht enthalten, ob ich gleich sonst nie so weich gewesen bin. Halte mich nicht für härter oder vernünftiger, lieber Franz, wie du es nennen magst, denn ich bin es nicht, wenn es sich bey mir auch anders äußert, als bey dir. Ich war den ganzen Tag verdrüßlich, ich maulte mit jedermann; was ich that, war mir nicht recht, ich wünschte Staffeley, und das Portrait, das ich vor mir hatte, weit von mir weg, denn mir gelang kein Zug, und ich spürte auch nicht die mindeste Lust zum Mahlen. Meister Dürer war selbst an diesem Tage betrübter, als gewöhnlich, alles war im Hause still, und wir fühlten es, daß mit deiner Abreise eine andere Epoche unsers Lebens anfing.«

»Dein Schmid hat uns besucht, es ist ein lieber Bursche, wir haben viel über ihn gelacht, uns aber auch recht an ihm gefreut. Unermüdet hat er uns einen ganzen Tag lang zugesehen, und wunderte sich

immer darüber, daß das Mahlen so langsam von der Stelle ginge. Er setzte sich nachher selber nieder, und zeichnete ein Paar Verzierungen nach, die ihm ziemlich gut geriethen, es gereuet ihn jetzt, daß er das Schmidhandwerk erlernt, und sich nicht lieber, so wie wir, auf die Mahlerey gelegt hat. Meister Dürer meint, daß viel aus ihm werden könnte, wenn er noch anfinge; und er selber ist halb und halb dazu entschlossen. Er hat Nürnberg schon wieder verlassen; von dir hat er viel gesprochen, und dich recht gelobt.«

»Daß du dich von deinen Empfindungen so regieren und zernichten lässest, thut mir sehr wehe, deine Ueberspannungen rauben dir Kräfte und Entschluß, und wenn ich es dir sagen darf, suchst du sie etwas. Doch mußt du darüber nicht zornig werden, jeder Mensch ist einmahl anders eingerichtet als der andere. Aber strebe darnach, etwas härter zu seyn, und du wirst ein ruhigeres Leben führen, wenigstens ein Leben, in welchem du weit mehr arbeiten kannst, als in dem Strome dieser wechselnden Empfindungen, die dich nothwendig stören, und von allem abhalten müssen.«

»Lebe recht wohl, und schreibe mir ja fleißig, damit wir uns einander nicht fremde werden, wie es sonst gar zu leicht geschieht. Theile mir alles mit, was du denkst und fühlst, und sey überzeugt, daß in mir beständig ein mitempfindendes Herz schlägt, das jeden Ton des deinigen beantwortet.

»Ach! wie lange wird es währen, bis wir uns wieder sehen? Wie traurig wird mir jedes Mahl die Stunde vorkommen, in welcher ich mit Lebhaftigkeit an dich denke, und die schrecklich leere Nichtigkeit der Trennung so recht im Innersten fühle. Es ist um unser menschliches Leben eine dürftige Sache, so wenig Glanz, und so viele Schatten, so viele Erdfarben, die durchaus keinen Firniß vertragen wollen. Adieu. Gott sey mit dir.« —

Der Brief des wackern Albrecht Dürer lautete also:

Mein lieber Schüler und Freund!

»Es hat Gott gefallen, daß wir nun nicht mehr neben einander leben sollen, ob mich gleich kein Zwischenraum gänzlich von dir wird trennen können. So wie die Abwechslungen des Lebens gehen, so ist es unter uns dahin gekommen, daß wir an einander denken, an einander schreiben können. Ich habe dir alle meine Liebe, alle meine herzlichsten Wünsche mit auf den Weg gegeben, und der allmächtige Gott leite jeden deiner Schritte. Bleibe ihm und der Redlichkeit treu, und du wirst mit Freuden dieses Leben überstehen können, indem uns mancherley Leiden suchen irre zu machen. Es freut mich, daß du der Kunst so fleißig gedenkst, und zwar Vertrauen, aber kein übermüthiges zu dir selber hast. Das Zagen, das

dich oft überfällt, kommt einem in der Jugend oft, und ist viel eher ein gutes, als ein schlimmes Zeichen. Es ist immer etwas Wunderbares darinnen, daß wir Mahler nicht so recht unter die übrigen Menschen hinein gehören, daß unser Treiben und unsere Geschäftigkeit, die Welthändel und ihre Ereignisse so um gar nichts aus der Stelle rückt, wie es doch bey den übrigen Handwerkern der Fall ist, das befällt uns sehr oft in der Einsamkeit, oder unter kunstlosen Menschen, und dann möchte uns schier aller Muth verlassen. Ein einziges gutes Wort, das wir plötzlich hören, ist aber auch wieder im Stande, alle schaffende und wirkende Kraft in uns zurück zu liefern, und Gottes Segen obendrein, so, daß wir dann mit Großherzigkeit wieder an unsre Arbeit gehen mögen. Ach Lieber! die ganze menschliche Geschäftigkeit läuft im Grunde so auf gar nichts hinaus, daß wir nicht einmahl sagen können: dieser Mensch ist unnütz, jener aber nützlich. Es ist die Erde zum Glück so eingerichtet, daß wir alle darauf Platz finden mögen; Groß und Klein, Vornehm und Geringe. Mir ist es in meinen jüngern Jahren oft eben so, wie dir ergangen, aber die guten Stunden kommen doch immer wieder zurück. Wärst du ohne Anlage und Talent, so würdest du diese Leere in deinem Herzen niemahls empfinden.«

»Mein Weib läßt dich grüßen. Bleib nur immer der Wahrheit treu, das ist die Hauptsache. Deine

fromme Empfindung, so schön sie ist, kann dich zu weit leiten, wenn du dich nicht von der Vernunft regieren läßt. Nicht eigentlich zu weit; denn man kann gewiß und wahrlich nicht zu fromm und andächtig seyn, sondern ich meine nur, du dürftest endlich etwas Falsches in dein Herz aufnehmen, das dich selber hinterginge, und so unvermerkt ein Mangel an wahrer Frömmigkeit entstehen. Doch sage ich dieses gar nicht, um dich zu tadeln, sondern es geschieht nur, weil ich an manchen sonst guten Menschen dergleichen bemerkt habe, wenn sie an Gott und die Unsterblichkeit mit zu großer Rührung und nicht mit froher Erhebung der Seele gedacht haben, mit weichherziger Zerknirschung und nicht mit erhabener Muthigkeit, so sind sie am Ende in einen Zustand der Weichlichkeit verfallen, indem sie die tröstende wahre Andacht verlassen hat, und sie sich und ihrem Kleinsinn überlassen blieben. Doch, wie ich sage, es gilt nicht dich, denn du bist zu gut, zu herzlich, als daß du je darein verfallen könntest, und weil du große Gedanken hegst, und mit warmer brünstiger Seele die Bibel liesest und die heiligen Geschichten, so wirst du auch gewißlich ein guter Mahler werden, und ich werde noch einst stolz auf dich seyn.«

»Suche recht viel zu sehen, und betrachte alle Kunstsachen genau und wohl, dadurch wirst du dich endlich gewöhnen, mit Sicherheit selbst zu arbeiten und zu erfinden, wenn du an allen das Vortreffliche

erkennst, und auch dasjenige, was einen Tadel zugeben dürfte. Dein Freund Sebastian ist ein ganz melancholischer Mensch geworden, seit du von uns gereiset bist; ich denke, es soll sich wohl wieder geben, wenn erst einige Wochen verstrichen sind. Gehab dich wohl, und denke unser fleißig.« —

Durch Franzens Geist ergoß sich Heiterkeit und Stärke, er fühlte wieder seinen Muth und seine Kraft. Albrechts Stimme berührte ihn, wie die Hand einer stärkenden Gottheit, und er fühlte in allen Adern seinen Gehalt, und sein künftiges arbeitreiches Leben. Wie wenn man oft alte längst vergessene Bücher wieder aufschlägt, und in ihnen Belehrungen oder unerwarteten Trost im Leiden antrifft, so kamen vergangene Zeiten mit ihren Gedanken in Franzens Seele zurück, alte Entwürfe, die ihm von neuem gefielen. »Ja,« sagte er, indem er die Briefe zusammenfaltete, und sorgfältig in seine Schreibtafel legte, »es soll schon mit mir werden, weiß ich doch, daß mein Meister was von mir hält; warum will ich denn verzagen?«

Es war am folgenden Tage, an welchem das Erntefest gefeyert werden sollte. Franz hatte nun keinen Widerwillen mehr gegen das frohe, aufgeregte Menschengetümmel, er suchte die Freude auf, und war darum auch bey dem Feste zugegen. Er erinnerte sich einiger guten Kupferstiche von Albrecht Dürer,

auf denen tanzende Bauern dargestellt waren, und die ihm sonst überaus gefallen hatten; er sucht nun beym Klange der Flöten diese possierlichen Gestalten wieder, und fand sie auch wirklich; er hatte hier Gelegenheit zu bemerken, welche Natur Albrecht auch in diese Zeichnungen zu legen gewußt hatte.

Der Tag des Festes war ein schöner warmer Tag, an dem alle Stürme und unangenehme Winde von freundlichen Engeln zurück gehalten wurden. Die Töne der Flöten und Hörner gingen wie eine liebliche Schaar ruhig und ungestört durch die sanfte Luft hin. Die Freude auf der Wiese war allgemein, hier sah man tanzende Paare, dort scherzte und neckte sich ein junger Bauer mit seiner Liebsten, dort schwatzten die Alten, und erinnerten sich ihrer Jugend. Die Gebüsche standen still, und waren frisch grün, und überaus anmuthig, in der Ferne lagen krause Hügel mit Obstbäumen begränzt. »Wie,« sagte Franz zu sich, »sucht ihr Schüler und Meister immer nach Gemählden, und wißt niemahls recht, wo ihr sie suchen müßt? Warum fällt es keinem ein, sich mit seiner Staffeley unter einem solchen unbefangenen Haufen nieder zu setzen, und uns auf ein Mahl diese Natur ganz, wie sie ist, darzustellen. Keine abgerissene Fragmente aus der alten Historie und Göttergeschichte, die so oft weder Schmerz noch Freude in uns erregen, keine kalte Figuren aus der Legende, die uns oft gar nicht ansprechen, weil der Mahler

die heiligen Männer nicht selber vor sich sah, und er ohne Begeisterung arbeitete. Diese Gestalten wörtlich so und ohne Abänderung niedergeschrieben, damit wir lernen, welche Schöne, welche Erquickung in der einfachen Natürlichkeit verborgen liegt. Warum schweift ihr immer in der weiten Ferne, und in einer staubbedeckten unkenntlichen Vorzeit herum, uns zu ergötzen? Ist die Erde, wie sie jetzt ist, keiner Darstellung mehr werth; und könnt ihr die Vorwelt mahlen, wenn ihr gleich noch so sehr wollt? Und wenn ihr größeren Geister nun auch hohe Ehrfurcht in unser Herz hineinbannt; wenn eure Stücke uns mit ernster feyerlicher Stimme anreden; warum sollen nicht auch ein Mahl die holden Strahlen einer weltlichen Freude aus einem Gemählde herausbrechen? Warum soll ich in einer freyen herzlichen Stunde nicht auch ein Mahl Bäuerlein und ihre Spiele und Ergötzungen lieben? Dort werden wir beym Anblick der Bilder älter und klüger, hier kindischer und fröhlicher.«

So stritt Franz mit sich selber, und unterhielt seinen Geist mit seiner Kunst, wenn er gleich nicht arbeitete. Es konnte ihm überhaupt nicht leicht etwas begegnen, wobey er nicht an Mahlereyen gedacht hätte, denn das war so seine Art, seine Beschäftigung in allem, was er in der Natur oder unter Menschen sah und hörte, wieder zu finden. Alles gab ihm Antworten zurück, nirgends traf er eine Lücke, in

der Einsamkeit sah ihm die Kunst zu, und in der Gesellschaft saß sie neben ihm, und er führte mit ihr stille Gespräche; darüber kam es denn aber auch, daß er so manches in der Welt gar nicht bemerkte, was weit einfältigern Gemüthern ganz geläufig war, weßhalb es auch geschah, daß ihn die beschränkten Leute leicht für unverständig oder albern hielten. Dafür bemerkte er aber manches, das jedem andern entging, und die Wahrheit und Feinheit seines Witzes setzte dann die Menschen oft in Erstaunen. So war Franz Sternbald um diese Zeit, ich weiß nicht, ob ich sagen soll ein erwachsenes Kind, oder ein kindischer Erwachsener. O wohl dir, daß dir das Auge noch verhüllt ist, über die Torheit und Armseligkeit der Menschen, daß du dir und deiner Liebe dich selbst mit aller Unbefangenheit ergeben kannst! Seliges Leben, wenn der Mensch nur noch in sich lebt, und die übrigen umher nicht in sein Inneres einzudringen vermögen, und ihn so beherrschen. Es kommt bey den Meisten eine Zeit, wo der Winter beständig in ihren Sommer hinein scheint, wo sie sich vergessen, um es den andern Menschen recht zu machen, wo sie ihrem Geiste keine Opfer mehr bringen, sondern ihr eigenes Herz als ein Opfer auf den Altar der weltlichen Eitelkeit niederlegen. Darum bist du mir eben so lieb, mein Franz Sternbald, weil du darin so ganz anders bist; meine eigene Jugend kömmt in meine Seele zurück, indem ich deine Geschichte schrei-

be, und alles; was ich litt, so wie alles, was mich beseligte.

Als es Abend geworden war, und der rothe Schimmer bebend an den Gebüschen hing, war seine Empfindung sanfter und schöner geworden. Er wiederhohlte den Brief Dürers in seinen Gedanken, und zeichnete sich dabey die schönen Abendwolken in seinem Gedächtnisse ab. Er hatte sich im Garten in eine Laube zu einem frischen Bauermädchen gesetzt, das schon seit lange viel und lebhaft mit ihm gesprochen hatte. Jetzt lag das Abendroth auf ihren Wangen, er sah sie an, sie ihm, und er hätte sie gern geküßt; so schön kam sie ihm vor. Sie fragte ihn, wenn er zu reisen gedächte; und es war das erste Mahl, daß er ungern von seiner Reise sprach. »Ist Italien weit von hier?« fragte die unwissende Gertrud.

»O ja,« sagte Franz, »manche Stadt, manches Dorf, mancher Berg liegt zwischen uns und Italien. Es wird noch lange währen, ehe ich dort bin.

»Und Ihr müßt dahin?« fragte Gertrud.

»Ich will, und muß,« antwortete er, »ich denke dort viel zu lernen für meine Mahlerkunst. Manches alte Gebäude, manchen vortrefflichen Mann habe ich zu besuchen, manches zu thun und zu erfahren, ehe ich mich für einen Meister halten darf.«

»Aber Ihr kommt doch wieder?«

»Ich denke,« sagte Franz, »aber es kann lange währen, und dann ist hier vielleicht alles anders, ich bin

hier dann längst vergessen, meine Freunde und Verwandten sind vielleicht gestorben; die Burschen und Mädchen, die eben so fröhlich singen, sind denn alt, und haben Kinder. Daß das Menschenleben so kurz ist, und das in der Kürze dieses Lebens so viele und betrübte Verwandlungen mit uns vorgehen!

Gertrud ward von ihren Aeltern abgerufen, und sie ging nach Hause; Franz blieb allein in der Laube. »Freylich,« sagte er zu sich, »ist es etwas Schönes, ruhig nur sich zu leben, und recht früh das stille Land aufzusuchen, wo wir einheimisch seyn wollen. Wem die Ruhe gegönnt ist, der thut wohl daran; mir ist es nicht so. Ich muß erst älter werden, denn jetzt weiß ich selber noch nicht, was ich will.«

Siebentes Capitel.

Fast seit seiner Ankunft auf dem Dorfe hatte sich Franz eine Arbeit vorgenommen, es war nähmlich nichts Geringers, als daß er seinem Geburtsorte ein Gemählde von sich hinterlassen wollte. Der Gedanke der Verkündigung der Geburt Christi lag ihm noch im Sinne, und er bildete ihn weiter aus, und mahlte fleißig. Aber nun fehlte ihm diese Seelenruhe, die er damahls in seinem Briefe geschildert hatte, alles hatte ihn betäubt, und die bildende Kraft erlag oft den Umständen. Er fühlte es lebhaft wieder, wie es ganz etwas anders sey, in einer glücklichen Minute ein kühnes und edles Kunstwerk zu entwerfen, und es nachher mit unermüdeter Aemsigkeit, und dem nie ermattenden Reitz der Neuheit durchzuführen. Mitten in der Arbeit verzweifelte er oft an ihrer Vollendung, er wollte es schon unbeendigt stehen lassen, als ihm Dürers Brief zur rechten Zeit Kraft und Erquickung schenkte. Jetzt endigte er schneller, als er erwartet hatte.

Wir wollen hier dem Leser dieses Bild Franzens ganz kurz beschreiben. Ein dunkles Abendroth lag auf den fernen Bergen, denn die Sonne war schon seit lange untergegangen, in dem bleichrothen Scheine lagen alte und junge Hirten mit ihren Herden, dazwischen Frauen und Mädchen; die Kinder spielten mit Lämmern. In der Ferne gingen zwey Engel durch das hohe Korn, und erleuchteten mit ihrem Glanze die Landschaft. Die Hirten sahen mit stiller Sehnsucht nach ihnen, die Kinder streckten die Hände nach den Engeln aus, das Angesicht des einen Mädchens stand im rosenrothem Schimmer, vom fernen Strahl der Himmlischen erleuchtet. Ein junger Hirt hatte sich umgewendet, und sah mit verschränkten Armen und tiefsinnigem Gesichte der untergegangenen Sonne nach, als wenn mit ihr die Freude der Welt, der Glanz des Tages, die anmuthigen und erquickenden Strahlen verschwunden wären; ein alter Hirte faßte ihm beym Arm um ihn umzudrehen, ihm die Freudigkeit zu zeigen, die von morgenwärts herschritt. Dadurch hatte Franz der untergegangenen Sonne gegenüber gleichsam eine neuaufgehende darstellen wollen, der alte Hirt sollte den jungen beruhigen, und zu ihm sagen: »Selig sind die nunmehr sterben, denn sie werden in dem Herrn sterben!« Einen solchen zarten und trostreichen und frommen Sinn hatte Franz für den vernünftigen und fühlenden Beschauer in sein Gemählde zu bringen gesucht.

Er hatte es nun vollendet, und stand lange nachdenkend und still vor seinem Werke. Er empfand eine wunderbare Beklemmung, die er an sich nicht gewohnt war, es ängstigte ihn, von dem theuren Werke, an dem er mehrere Wochen mit so vieler Liebe gearbeitet hatte, Abschied zu nehmen. Das glänzende Bild der ersten Begeisterung war während der Arbeit aus seiner Seele gänzlich hinweg gelöscht, und er fühlte darüber eine trübe Leere in seinem Innern, die er mit keinem neuen Entwurfe, mit keinem Bilde wieder ausfüllen konnte. »Ist es nicht genug,« sagte er zu sich selber, »daß wir von unsern lebenden Freunden scheiden müssen? müssen auch noch jene befreundeten Lichter in unserer Seele Abschied von uns nehmen? So gleicht unser Lebenslauf einem Spiele, in dem wir unaufhörlich verlieren, wo wir halb verrückt, stets etwas Neues einsetzen, das uns kostbar ist, und niemahls keinen Gewinn dafür austauschen. Es ist wunderbar, daß unser Geist uns treibt, die innere Entzückung durch das Werk unserer Hände zu offenbaren, und daß wir, wenn wir vollendet haben, in unserm Fleiß uns selber nicht wieder erkennen.«

Das Mahlergeräthe stand unordentlich um das Bild herum, die Sonne schien glänzend auf den frisch aufgetragenen Firniß, er hörte das taktmäßige Klappen der Dreschflegel in den Scheunen, in der Ferne das Vieh auf dem Anger brüllen, und die kleine Dorfglocke gab mit bescheidenen Schlägen die Zeit

des Tages an; alle Thätigkeit alle menschliche Arbeit kam ihm in diesen Augenblicken so seltsam vor, daß er lächelnd die Hütte verließ, und wieder seinem geliebten Walde zueilte, um sich von der innern Verwirrung zu erhohlen.

Im Walde legte er sich in's Gras nieder, und sah über sich in den weiten Himmel, er überblickte seinen Lebenslauf, und schämte sich, daß er noch so wenig gethan habe. Er betrachtete jedes Werk eines Künstlers als ein Monument, das er den schönsten Stunden seiner Existenz gewidmet habe; um jedes wehen die himmlischen Geister, die dem bildenden Sinn die Entzückungen brachten, aus jeder Farbe, aus jedem Schatten sprechen sie hervor. »Ich bin nun schon zwey und zwanzig Jahr alt,« rief er aus, »und noch ist von mir nichts geschehen, das der Rede würdig wäre; ich fühle nur den Trieb in mir, und meine Muthlosigkeit; der frische thätige Geist meines Lehrers ist mir nicht verliehen, mein Beginnen ist zaghaft, und alle meine Bildungen werden die Spur dieses zagenden Geistes tragen.«

Er kehrte zurück, als es Abend war, und las seiner Pflegemutter einige fromme Gesänge aus einem alten Buche vor, was er in seiner Kindheit sehr geliebt hatte. Die frommen Gedanken und Ahndungen redeten ihn wieder an, wie damahls, er betrachtete sinnend den runden Tisch mit allen seinen Furchen und Narben, die ihm so wohl bekannt waren,

er fand die Figuren wieder, die er manchmahl am Abend heimlich mit seinem Messer eingeritzt hatte, er lächelte über diese ersten Versuche seiner Zeichenkunst, »Mutter,« sagte er zu der alten Brigitte, »am künftigen Sonntage wird nun mein Gemählde in unserer Kirche aufgestellt, da müßt ihr den Gottesdienst nicht versäumen.« »Gewiß nicht, mein Sohn,« antwortete die Alte, »das neue Bild wird mir zu einer sonderlichen Erbauung dienen; unser Altargemählde ist kaum mehr zu erkennen, das erweckt keine Rührung, wenn man es ansieht. Aber sage mir, was wird am Ende aus solchen alten Bildern?«

»Sie vergehen, liebe Mutter,« antwortete Franz seufzend, »wie alles übrige in der Welt. Es wird eine Zeit kommen, wo man keine Spur mehr von den jetzigen großen Meistern antrifft, wo die unerbittliche, unkünstliche Hand der Zeit alle Denkmahle ausgelöscht hat.«

»Das ist aber schlimm,« sagte Brigitte, »daß alle diese mühselige Arbeit so ganz vergeblich ist; so unterscheidet sich ja deine Kunst, wie du es nennst, von keinem andern Gewerbe auf der Erde. Der Mann, dessen Altarblatt nun abgenommen werden soll, hat sich auch gewiß recht gefreut, als seine Arbeit fertig war, er hat es auch gut damit gemeint; und doch ist das alles umsonst, denn nun wird das vergessen, und er hat vergeblich gearbeitet.«

»So geht es mit aller unserer irdischen Thätig-

keit,« antwortete Franz, »nichts als unsere Seele ist für die Unsterblichkeit geschaffen, unsere Gedanken an Gott sind das Höchste in uns, denn sie lernen sich schon in diesem Leben für die Ewigkeit ein, und folgen uns nach. Sie sind das schönste Kunstwerk, das wir hervorbringen können, und sie sind unvergänglich.

Am Sonntage ging Franz mit einigen Arbeitsleuten früh in die Kirche. Das alte Bild wurde los gemacht; Franz wischte den Staub davon ab, und betrachtete es mit vieler Rührung. Es stellte die Kreuzigung vor, und manche Figuren waren ganz verloschen, es war eins von denen Gemählden, die noch ohne Oehl gearbeitet waren, die Köpfe waren hart, die Gewänder steif, und Zettel mit Sprüchen gingen aus dem Munde der Personen heraus. Sternbald bemühte sich sehr, den Nahmen des Meisters zu entdecken, aber vergebens; er sorgte dann dafür, daß das Bild nicht weg geworfen wurde, sondern er verschloß es selbst in einen Schrank in der Kirche, damit auch künftig ein Kunstfreund dieses alte Ueberbleibsel wieder finden könne.

Jetzt war sein Gemählde befestigt, die Glocke fing zum ersten Mahle an, durch das ruhige Dorf zu läuten, Bauern und Bäuerinnen waren in ihren Stuben, und besorgten ämsig ihren festlichen Anzug. Man hörte keinen Arbeiter, ein schöner heiterer Tag glänzte über die Dächer, die alten Weiden standen

ruhig am kleinen See, denn kein Wind rührte sich. Franz ging auf der Wiese, die hinter dem Kirchhofe lag, auf und ab, er zog die ruhige heitere Luft in sich, und stillentzückende Gedanken regierten seinen Geist. Wenn er nach dem Walde sah, empfand er eine seltsame Beklemmung; in manchen Augenblicken glaubte er, daß dieser Tag für ihn sehr merkwürdig seyn würde; dann verflog es wie eine ungewisse Ahndung aus seiner Seele, die zuweilen nächtlich um den Menschen wandelt, und beym Schein des Morgens schnell entflieht. Es war jetzt nicht mehr sein Gemahlde, das ihn beschäftigte, sondern etwas Fremdes, das er selbst nicht kannte.

So ist die Seele des Künstlers oft von wunderlichen Träumereyen befangen, denn jeder Gegenstand der Natur, jede bewegte Blume, jede ziehende Wolke ist ihm eine Erinnerung, oder ein Wink in die Zukunft. Heereszüge von Luftgestalten wandeln durch seinen Sinn hin und zurück, die bey den übrigen Menschen keinen Eingang antreffen; besonders ist der Geist des Dichters ein wenig bewegter Strom, dessen murmelnde Melodie in keinem Augenblicke schweigt, jeder Hauch rührt ihn an, und läßt eine Spur zurück, jeder Lichtstrahl spiegelt sich ab, er bedarf der lästigen Materie am wenigsten, und hängt am meisten von sich selber ab, er darf in Mondschimmer und Abendröthe seine Bilder kleiden, und aus unsichtgaren Harfen nie gehörte Töne locken, auf

denen Engel und zarte Geister hernieder gleiten, und jeden Hörer als Bruder grüßen, ohne daß sich dieser oft aus dem himmlischen Gruße vernimmt, und nach irdischen Geschäften greift, um nur wieder bey sich selber zu seyn. In jenen beklemmten Zuständen des Künstlers liegt oft der Wink auf eine neue nie betretene Bahn, wenn er mit seinem Geiste dem Liede folgt, das aus ungekannter Ferne herübertönt. Oft ist jene Aengstlichkeit ein Vorgefühl der unendlichen Mannigfaltigkeit der Kunst, wenn der Künstler glaubt, Leiden, Unglück oder Freude zu ahnden.

Jetzt hatte die Glocke zum letzten Mahle geläutet, die Kirche war schon angefüllt, Sternbalds Mutter hatte ihren gewöhnlichen Platz eingenommen. Franz stellte sich in die Mitte der kleinen Kirche, und das Orgelspiel und der Gesang hub an; die Kirchthür Franzen gegen über war offen, und das Gesäusel der Bäume tönte herein. Franz war in Andacht verloren, der Gesang zog wie mit Wogen durch die Kirche, die ernsten Töne der Orgel schwollen majestätisch herauf, und sprachen wie ein melodischer Sturmwind auf die Hörer herab; aller Augen waren während des Gesanges nach dem neuen Bilde gerichtet. Franz sah auch hin, und erstaunte über die Schönheit und rührende Bedeutsamkeit seiner Figuren, sie waren nicht mehr die seinigen, sondern er empfand eine Ehrfurcht, einen andächtigen Schauer vor dem Gemählde. Es schien ihm, als wenn sich unter den

Orgeltönen die Farbengebilde bewegten, und sprächen, und mitsängen, als wenn die fernen Engel näher kämen; und jeden Zweifel, jede Bangigkeit mit ihren Strahlen aus dem Gemüthe hinwegleuchteten, er empfand eine unaussprechliche Wonne in dem Gedanken, ein Christ zu seyn. Von dem Bilde glitt dann sein Blick nach dem grünen Kirchhofe vor der Thüre hin, und es war ihm, als wenn Baum und Gesträuch außerhalb auch mit Frömmigkeit betheten, und unter der umarmenden Andacht ruheten. Aus den Gräbern schienen leise Stimmen der Abgeschiedenen heraus zu singen, und mit Geisterstimme den ernsten Orgeltönen nach zu eilen; die Bäume jenseits des Kirchhofes standen betrübt und einsam da, und hoben ihre Zweige wie gefaltene Hände empor, und freundlich legten sich durch die Fenster die Sonnenstrahlen weit in die Kirche hinein. Die unförmlichen steinernen Bilder an der Mauer waren nicht mehr stumm, die fliegenden Kinder, mit denen die Orgel verziert war, schienen in lieber Unschuld auf ihrer Leyer zu spielen, und den Herrn, den Schöpfer der Welt zu loben.

Sternbalds Gemüth ward mit unaussprechlicher Seligkeit angefüllt, er empfand zum ersten Mahle den harmonischen Einklang aller seiner Kräfte und Gefühle, ihn ergriff und beschirmte der Geist, der die Welt regiert und in Ordnung hält, er gestand es sich deutlich, wie die Andacht der höchste und reinste

Kunstgenuß sey, dessen unsere menschliche Seele nur in ihren schönsten und erhabensten Stunden fähig ist. Die ganze Welt, die mannichfaltigsten Begebenheiten, Unglück und Glück, das Niedere und Hohe, alles schien ihm in diesen Augenblicken zusammen zu fließen, und sich selbst nach einem kunstmäßigen Ebenmaße zu ordnen. Thränen flossen ihm aus den Augen, und er war mit sich, mit der Welt, mit allem zufrieden.

Schon in Nürnberg war es oft für Franz eine Erquickung gewesen, sich aus dem Getümmel des Markts und des verworrenen geräuschvollen Lebens in eine stille Kirche zu retten; da hatte er oft gestanden, und die Pfeiler, das erhabene Chor betrachtet, und das Gewühl vergessen, er hatte es immer empfunden, wie diese heilige Einsamkeit auf jedes Gemüth gut wirken müsse, aber noch nie hatte er diese reine, erhabene Entzückung genossen.

Die Orgel schwieg, und man vernahm aus der Ferne über die Wiese her das Schnauben von Pferden, und einen schnell rollenden Wagen. Franz hob seine Augen auf; in demselben Augenblicke eilte das Fuhrwerk der Kirche vorüber, ein Rad fuhr ab, der Wagen fiel um, und ein alter Mann und ein junges Frauenzimmer stürzten herab. Franz eilte sogleich hinaus, das junge Mädchen hatte sich schon aufgerichtet und war unbeschädigt, der Mann schien vom Falle betäubt, erhohlte sich aber bald. Franz

war erschrocken und sehr geschäftig die Fremden zu bedienen; der Fuhrmann richtete indessen den Wagen wieder ein. Die Fremde betrachtete unsern Freund sehr aufmerksam, er schien mehr erschrocken als sie, er bath sie, sich erst wieder zu erhohlen. Er wußte nicht, was er sagen sollte; die blauen Augen des Mädchens begegneten ihm, und er erröthete, der alte Mann war sehr still. Alles war wieder im Stande, und Franz ängstigte sich, daß sie nun wieder fortfahren würden; alle Drey gingen unter den nahen Bäumen auf und ab, und aus der Kirche tönte ihnen der Gesang entgegen. Endlich stiegen die Fremden wieder ein; der junge Mahler fühlte sein Herz heftig klopfen, das schöne Mädchen dankte ihm noch ein Mahl, und nun flog der Wagen fort. Er sah ihnen nach, so weit er konnte; schon wurde die Gestalt undeutlich, und er konnte vom Fuhrwerke nichts mehr unterscheiden. Jetzt naheten sie sich einem fernen Gebüsche, der Wagen verschwand, er war wie betäubt.

Als er wieder zu sich erwachte, sah er im Grase, wo er gestanden hatte, eine kleine zierliche Brieftasche liegen. Er nahm sie schnell auf, und entfernte sich damit; es war kein Zweifel, daß sie den Fremden gehören müsse. Es war unmöglich, dem Wagen nach zu eilen, er hatte auch nicht gefragt, wohin sie sich wenden wollten, er wußte den Nahmen der Reisenden nicht, und ob das Frauenzimmer die Tochter oder die

Gattinn des Mannes sey. Alles dieß beunruhigte ihn erst jetzt, als er die Brieftasche in seinen Händen hielt. Er mußte sie behalten, und sie war ihm theuer, er wagte es nicht, sie zu eröffnen, sondern eilte damit seinem geliebten Walde zu; hier setzte er sich auf dem Platze nieder, der ihm so theuer war, hier machte er sie mit zitternden Händen auf, und das erste, was ihm in die Augen fiel, war ein Gebinde wilder, vertrockneter Blumen. Er blickte um sich her, er besann sich, ob es Traum seyn könne, er konnte sich nicht zurück halten, er küßte die Blumen, und weinte heftig, innerlich ertönte der Gesang des Waldhorns, den er in der Kindheit gehört hatte.

»So bist du es gewesen, mein Genius, mein schützender Engel?« rief er aus: »Du bist mir wieder vorüber gegangen, und ich kann mich nicht finden, ich kann mich nicht zufrieden geben. Auf diesem Platze hier sind diese Blumen gewachsen, schon vierzehn Sommer sind indessen über die Erde gegangen, und auf diesem Platze halte ich das theure Geschenk wieder in meinen Händen. O, wann werd' ich dich wieder sehen? Kann es Zufall seyn, daß du mir wieder begegnet bist?«

Es gibt Stunden, in denen das Leben des Menschen einen gewaltsamen, schnellen Anlauf nimmt, wo die Blüthen plötzlich aufbrechen, und alles sich verändert, in und um den Menschen.

Dieser Tag war für Sternbald ein solcher; er konnte sich gar nicht wieder erhohlen, er wünschte nichts, und dürstete doch nach den wunderbarsten Begebenheiten, er sah über seine Zukunft, wie über ein glänzendes Blumenfeld hin, und doch genügte ihm keine Freude, er war unzufrieden mit allem, was da kommen konnte, und doch fühlte er sich so überselig.

Außer dem enthielt das Taschenbuch nichts, woraus er den Nahmen oder den Aufenthalt seiner Geliebten hätte erfahren können. Auf der einen Seite stand:

»Zu Antwerpen ein schönes Bild von Lucas von Leyden gesehen.«

und dicht darunter:

»eben daselbst, ein unbeschreiblich schönes Crucifix vom großen Albert Dürer.«

Er küßte das Blatt zu wiederhohlten Mahlen, er konnte heute seine Empfindungen durchaus nicht bemeistern. Es war ihm zu seltsam und zu erfreulich, daß die Engelsgestalt, die er so fern ab im Traume seiner Kindheit gesehen hatte, jetzt seinen Dürer verehrte, den er so genau kannte,

dessen Schüler und Freund er war. Sein Schicksal schien ein wunderbares Concert zu seyn, er konnte nicht genug darüber sinnen, er konnte an diesem Tage vor Entzücken nicht müde werden.

Achtes Capitel.

Franz hatte seinem Sebastian diese Begebenheiten geschrieben, die ihm so merkwürdig waren; es war nun die Zeit verflossen, die er seinem Aufenthalt in seinem Geburtsorte gewidmet hatte, und er besuchte nun noch ein Mahl die Plätze, die ihm in seiner Kindheit so bekannt geworden waren; dann nahm er Abschied von seiner Mutter.

Er war wieder auf dem Wege, und nach einiger Zeit schrieb er seinem Sebastian folgendeu Brief:

Liebster Bruder!

»Manchmahl frage ich mich selbst mit der größten Ungewißheit, was aus mir werden soll? bin ich nicht plötzlich ohne mein Zuthun in ein recht seltsames Labyrinth verwickelt? Meine Aeltern sind mir genommen, und ich weiß nun nicht, wen ich angehörte, meine Freunde habe ich verlassen, jenen glänzenden Engel, den ich nicht zu meinen Freun-

den rechnen darf, habe ich nur wie ein vorbey fliegendes Schattenbild wahr genommen. Warum traten mir diese Verwickelungen in den Weg, und warum darf ich nicht wie die übrigen Menschen einen ganz einfachen Lebenslauf fortsetzen? —

»Ich glaube manchmahl, und schäme mich dieses Gedankens, daß mir meine Kunst zu meinem Glücke nicht genügen dürfte, auch wenn ich endlich weiter, und auf eine hohe Stufe gekommen seyn sollte. Ich sage nur dir dieses im Vertrauen, mein liebster Sebastian, denn jeder Andre würde mir antworten: nun, warum legst du nicht Pallette und Pinsel weg, und suchst durch gewöhnliche Thätigkeit den Menschen nützlich zu werden, und dein Brot zu erwerben? Es kann seyn, daß ich besser thäte, aber alle dergleichen Gedanken fallen mir jetzt sehr zur Last. Es ist etwas Trübseliges darin, daß das ganze große menschliche Leben mit allen seinen unendlich scheinenden Verwickelungen durch den allerarmseligsten Mechanismus umgetrieben wird; die kümmerliche Sorge für morgen setzt sie alle in Bewegung, und die Meisten dünken sich noch was rechts zu seyn, wenn sie dieser Beweggrund in recht heftige und ängstliche Thätigkeit setzt.«

»Ich weiß nicht, wie du diese Aeußerungen vielleicht ansehen wirst, ich fühle es selbst, wie nothwendig der Fleiß der Menschen ist, eben so, wie man ihn mit Recht edel nennen kann. Aber wenn alle

Menschen Künstler wären, oder Kunst verständen, wenn sie das reine Gemüth nicht beflecken, und im Gewühl des Lebens abängstigen dürften, so wären doch gewiß Alle um vieles glücklicher. Dann hätten sie die Freyheit und die Ruhe, die wahrhaftig die größte Seligkeit sind. Wie beglückt müßte sich dann der Künstler fühlen, der die reinsten Empfindungen dieser Geschöpfe darzustellen unternähme! dann würde es erst möglich seyn, das Erhabene zu wagen, dann würde jener falsche Enthusiasmus, der sich an Kleinigkeiten und Spielwerk schließt, erst eine Bahn finden, auf der er eine herrliche Erscheinung wandeln dürfte. Aber alle Menschen sind so abgetrieben, so von Mühseligkeiten, Neid, Eigennutz, Planen, Sorgen verfolgt, daß sie gar nicht das Herz haben, die Kunst und Poesie, den Himmel und die Natur als etwas Göttliches anzusehen. In ihre Brust kömmt selbst die Andacht nur mit Erdensorgen vermischt, und indem sie glauben, klüger und besser zu werden, vertauschen sie nur eine Jämmerlichkeit mit der andern.«

»Du siehst, ich führe noch immer meine alten Klagen, und ich habe vielleicht sehr Unrecht. Ich sehe vielleicht alles anders an, wenn ich älter werde, aber ich wünsche es nicht. Ach Sebastian, ich habe manchmahl eine unaussprechliche Furcht vor mir selber, ich empfinde meine Beschränktheit, und doch kann ich es nicht wünschen, diese Gefühle zu

verlieren, die so mit meiner Seele verwebt scheinen, die vielleicht mein eigentlichstes Selbst ausmachen. Wenn ich daran denke, daß ich mich ändern könnte, so ist mir eben so, als wenn du sterben solltest.« —

»Wenn ich nur wenigstens mehr Stolz und Festigkeit hätte! denn ich muß doch vorwärts, und kann nicht immer ein weichherziges Kind bleiben, wenn ich auch wollte. Ich glaube fast, daß der Geist am leichtesten untersinkt und verloren geht, der sich zu blöde und bescheiden betrachtet, man muß mit kaltem Vertrauen zum Altar der Göttinn hinzu treten, und dreist eine von ihren Gaben fordern, sonst drängt sich der Unwürdige vor, und trägt über den Besseren den Sieg davon. Ich möchte manchmahl darüber lachen, daß ich alles in der Welt so ernsthaft betrachte, daß ich so viel sinne, wenn es doch nicht anders seyn kann, und mit Schwingen der Seele das zu ereilen trachte, wornach andere nur die Hand ausstrecken. Denb wohin führt mich meine Liebe, meine Verehrung der Künstler und ihrer Werke? Viele große Meister haben sich vielleicht recht kaltblütig vor die Staffeley gesetzt, so wie auch gewöhnlich unser Albrecht arbeitet, und dann dem Werke seinen Lauf gelassen, überzeugt, daß es so werden müsse, wie es ihnen gut dünkt.«

»Meine Wanderung bringt oft wunderbare Stimmungen in mir hervor. Jetzt bin ich in einem Dorfe, und sehe den Nebel auf den fernen Bergen lie-

gen; matte Schimmer bewegen sich im Dunste, und Wald und Berg tritt oft plötzlich aus dem Schleyer hervor. Ich sehe Wagen und Wanderer ihre Straße forteilen, und ferne Thürme und Städte sind das Ziel, wornach sie in mannichfaltiger Richtung streben. Ich befinde mich mit unter diesem Haufen, und die übrigen wissen nichts von mir, sie gehen mir vorüber, und ich kenne sie nicht, jeder unsichtbare Geist wird von einem verschiedenen Interesse beherrscht, und jeder beneidet und bemitleidet auf's Gerathewohl den andern. Ich denke mir nun alle die mannichfältigen Wege durch Wälder, über Berge, an Strömen vorüber, wie jeder Reisende sich umsieht, und in des andern Heimath sich in der Fremde fühlt, wie jeder umher schaut, und nach dem Bruder seiner Seele sucht, und so wenige ihn finden, und immer wieder durch Wälder und Städte, bergüber an Strömen vorbey weiter reisen, und ihn immer nicht finden. Viele suchen schon gar nicht mehr, und diese sind die Unglücklichsten, denn sie haben die Kunst zu leben verlernt, da das Leben nur darin besteht, immer wieder zu hoffen, immer zu suchen, der Augenblick, wo wir dieß aufgeben, sollte der Augenblick unseres Todes seyn. So ist es auch vielleicht, und jene wahrhaft Elenden müssen dann an der Zeit hinsterben, und wissen und empfinden nicht, wenn sie das Leben verlieren.«

»Ich will daher immer suchen und erwarten, ich

will meine Entzückung und Verehrung der Herrlichkeit in meinem Busen aufbewahren, weil dieser schöne Wahnsinn das schönste Leben ist. Der Vernünftige wird mich immer als einen Berauschten betrachten, und mancher wird mir vielleicht furchtsam oder auch verachtend aus dem Wege gehen. — Welche Gegend ihr Blick wohl jetzt durchwandert! Ich schaue nach Osten und Westen, um sie zu entdecken, und ängstige mich ab, daß sie vielleicht in meiner Nähe ist, und daß ich es nicht weiß. Nur ein Mahl sehen, nur ein Mahl sprechen möcht' ich sie noch, ich kann mein Verlangen darnach nicht mit Worten ausdrücken, und doch wüßte ich nicht, was ich ihr sagen sollte, wenn ich sie plötzlich wieder fände. Ich kann es nicht sagen, was meine Empfindung ist, und ich weiß nicht, ob du nicht vielleicht über deinen Freund lächelst. Aber du bist zu gut, als daß du über mich spotten solltest, auch bin ich zu ehrlich gegen dich.«

Wenn ich an die reitzenden Züge denke, an diese heilige Unschuld ihrer Augen, diese zarten Wangen. — Wenigstens möcht' ich ein Gemählde, ein treues, einfaches der jetzigen Gestalt besitzen. Tod und Trennung sind es nicht allein, die wir zu bejammern haben; sollte man nicht jeden dieser süßen Züge, jede dieser sanften Linien beweinen, die die Zeit nach und nach vertilgt, der ungeschickte Künstler, der sein Bild verdirbt, das er erst so schön ausgearbeitet hatte. Ich sehe sie vielleicht nach vielen, vielen Jahren wieder,

vielleicht auch nie. Es gibt ein Lied eines alten Minnesängers, ich weiß nicht, ob du dich dessen noch erinnerst:«

Wohlauf, und geh' in den viel grünen Wald,
Da steht der rothe, frische Morgen,
Entlade dich der bangen Sorgen,
Und sing ein Lied, das fröhlich durch die Zweige schallt.
Es blitzt und funkelt Sonnenschein
Wohl in das grüne Gebüsch hinein,
Und munter zwitschern die Vögelein.

Ach nein! ich geh' nimmehr zum viel grünen Wald,
Das Lied der süßen Nachtigall schallt,
Und Thränen
Und Sehnen
Bewegt mir die bange, die strebende Brust,
Im Walde, im Walde wohnt mir keine Lust.
Denn Sonnenschein
Und hüpfende Vögelein
Sind mir Marter und Pein.

Einst fand ich den Frühling im grünenden Thal,
Da blühten und dufteten Rosen zumahl,
Durch Waldesgrüne
Erschiene
Im Eichenforst wild
Ein süßes Gebild.
Da blitzte Sonnenschein,
Es sangen Vögelein,
Und riefen die Geliebte mein.

Sie ging mit Frühling Hand in Hand;
Die Weste küßten ihr Gewand
Zu Füßen
Die süßen
Viol und Primeln hingekniet,
Indem sie still vorüber zieht,
Da gingen ihr die Töne nach,
Da wurden alle Stimmen wach.

Mich traf ihr wundersüßer Blick;
Woher? wohin, du goldnes Glück?
Die Schöne,
Die Töne,
Die rauschenden Bäume,
Wie goldne Träume!
Ist dieß noch der Eichengrund?
Grüßt mich dieser süße Mund?
Bin ich todt, bin ich gesund?

Da schwanden mir die alten Sorgen,
Und neue kehrten bey mir ein,
Ich traf die Maid am jeden Morgen,
Und schöner grünte stets der Hayn.
Lieb wie süße,
Deine Küsse!
Glänzendschönste Zier
Wohne stets bey mir,
Im vielgrünen Walde hier.

Ich ging hinaus im Morgenlicht,
Da kam die süße Liebe nicht;

Vom Baum herab
Schrie laut ein Rab,
Da weint' und klagt' ich laut,
Doch nimmer kam die Braut,
Und Morgenschein
Und Vögelein,
Nur Angst und Pein.

Ich suchte sie auf und ab, bergwärts, thalwärts,
Ich sah manche fremde Ströme fließen,
Aber ach, mein liebend banges Herz,
Nimmer fand's die Gegenwart der süßen;
Einsam blieb der Wald,
Da kam der Winter kalt,
Vöglein,
Sonnenschein
Flohen aus dem Walde mein.

Ach schon viele Sommer fliegen nieder,
Oftmahls kam der Zug der Vögel wieder,
Oft hat sich der Wald in Grün gekleid't,
Niemahls kam zurück die süße Maid.
Zeit! Zeit!
Warum trägst du so grausamen Neid?

Ach! sie kommt vielleicht auf fremden Wegen
Ungekannter Weis' mir bald entgegen,
Aber Jugend ist von mir gewichen,
Ihre schönen Wangen sind erblichen,
Kömmt sie auch hinab zum Eichengrund,
Kenn' ich sie nicht mehr am rothen Mund.

O Leide!
Fremd sind wir uns beyde!
Keiner kennt den Andern
Im Wandern.

Wer Jüngling ist, der wandle munter
Den Wald hinunter,
Wohl mags, daß ihm Treulieb entgegen ziehet,
Dann blühet
Aus allen Knospen Frühling auf ihn ein;
Doch niemahls treff' ich die verlor'ne Jugend mein,
Drum ist mir Sonnenschein,
Die Nachtigall im Hayn
Nur Qual und Pein.

»Wie wahr finde ich den kindischen Ausdruck in diesen Reimen! vielleicht ist für mich auch einst der viel grüne Wald so abgestorben.«

»Oft möcht' ich alles in Gedichten niederschreiben, und ich fühle es jetzt, wie die Dichter entstanden sind. Du vermagst das Wesen, was dein innerstes Herz bewegt, nicht anders auszusprechen.«

»Ich habe neulich einen neuen Kupferstich von unsern Albrecht gesehen, den er seit meiner Abwesenheit gemacht hat, denn die Zeichnung und alles war mir noch neu. Du wirst ihn kennen, es ist der lesende Einsiedler. Wie ich da wieder unter euch war! denn ich kannte die Stube, den Tisch und die runden Scheiben gleich wieder, die Dürer auf diesem Bilde von seiner eigenen Wohnung abgeschrieben hat.

Wie oft habe ich die runden Scheiben betrachtet, die der Sonnenschein an der Täfelung, oder an der Decke zeichnete; der Eremit sitzt an Dürers Tisch. Es ist schön, daß unser Meister in seiner frommen Vorliebe, für das, was ihn so nahe umgibt, der Nachwelt ein Conterfey von seinem Zimmer gegeben hat, wo doch alles so bedeutend ist, und jeder Zug Andacht und Einsamkeit ausdrückt.«

»Ich gehe auf meine Wege oft in die kleinen Capellen hinein, und verweile mich dabey, die Gemählde und Zeichnungen zu betrachten. Ob es meine Unerfahrenheit, oder meine Vorliebe für das Alter macht, ich sehe selten ein ganz schlechtes Bild; ehe ich die Fehler entdecke, sehe ich immer die Vorzüge an jedem. Ich habe gemeiniglich bey jungen Künstlern die entgegen gesetzte Gemüthsart gefunden, und sie wissen sich immer recht viel mit ihrem Tadel. Ich habe oft eine fromme Ehrfurcht vor unsern treuherzigen Vorfahren, die zuweilen recht schöne und erhabene Gedanken mit so wenigen Umständen ausgedrückt haben.«

»Ich will meinen Brief schließen. Möge der Himmel dich und meinen theuren Albrecht gesund erhalten! Dieser Brief dürfte seinem ernsten Sinne schwerlich gefallen. Laß mich bald Nachrichten von dir und von allen Bekannten hören.«

In der Ferne geht die Liebe
Ungekannt durch Nacht und Schatten,
Ach! wozu, daß ich hier bliebe
Auf den vaterländ'schen Matten?

Wie mit süßen Flötenstimmen
Rufen alle goldnen Sterne:
Weit muß manche Woge schwimmen,
Deine Lieb' ist in der Ferne.

Jenes Bild, vor dem du kniete st,
Dich ihm ganz zu eigen gabst,
Ihm mit allen Sinnen glühtest,
An dem Schatten dich erlabst. —

Was dein Geist als Zukunft dachte,
Dein Entzücken Kunst genannt,
Was als Morgenroth dir lachte,
Immer sich dir abgewandt:

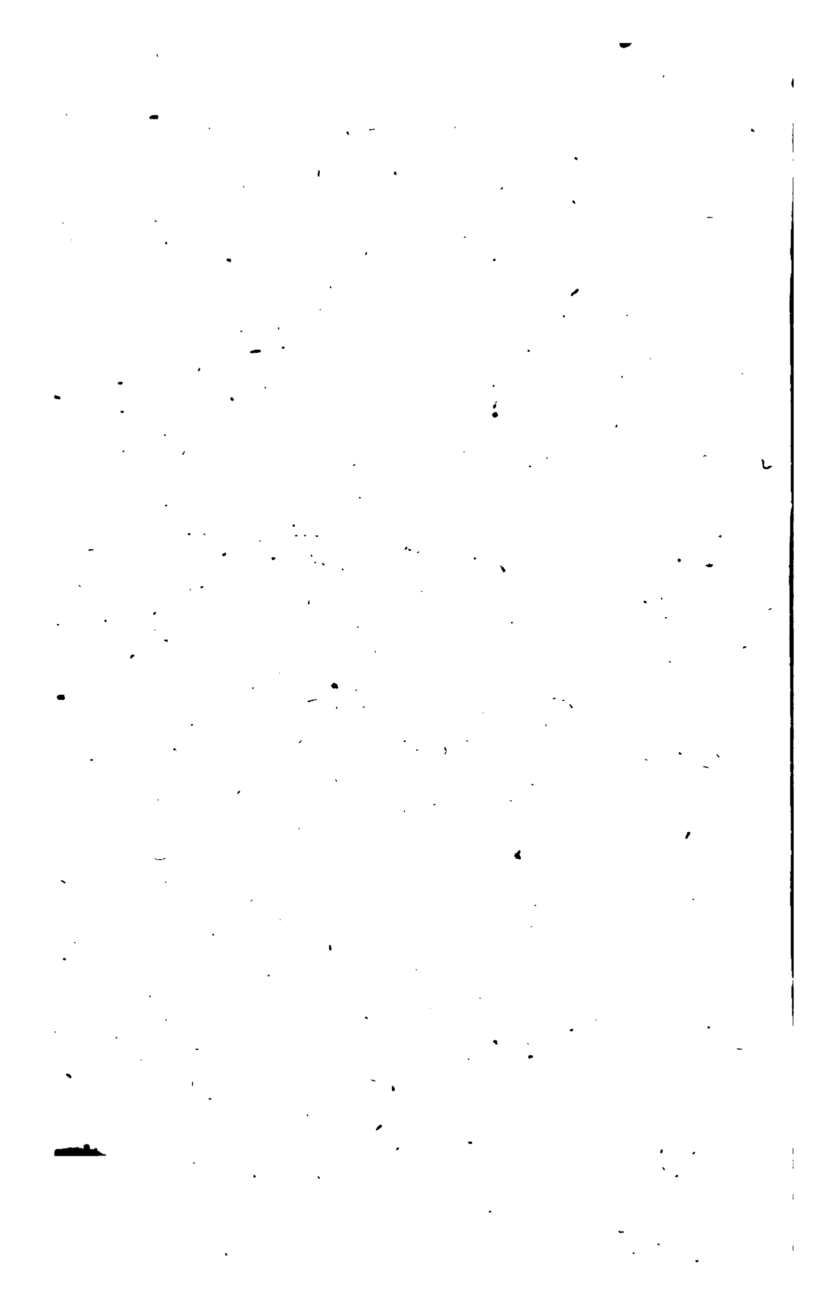
Sie nur ist es, dein Verzagen
Hat sie fort von dir gescheucht,
Willst du es nur männlich wagen,
Wird das Ziel noch einst erreicht,

Alle Ketten sind gesprungen,
Frey sind alle Geister dann,
Jeder Knechtschaft kühn entschwungen
In dem Wollust-Ocean.

Rückwärts flieht das zage Bangen,
Und die Muse reicht die Hand,
Führet sicher das Verlangen
In der Götter Himmelsland.

O wer darf mit Kunst und Liebe,
Von den Sterblichen sich messen? —
Groß im scheuvermählten Triebe
Wird der Künstler nie vergessen.

»Diese ungeschickten Zeilen habe ich gestern in einem angenehmen Walde gedichtet; meine ganze Seele war darauf hin gewandt, und ich bin nicht erröthet, sie dir, Sebastian, nieder zu schreiben; denn warum sollte ich dir einen Gedanken meiner Seele verheimlichen? — Lebe wohl.« —



Zweytes Buch.



Erstes Capitel.

Wie gern wandelt mein Geist in jener guten alten Zeit, und besucht ihre Künstler und Helden, die jetzt zum Theil vergessen sind! Wie gern höre und lese ich von euch, ihr Meister, die ihr damahls die niederländische Kunst berühmt machtet, Lucas von Leyden, Engelbrecht, Johann von Mabuse, und den übrigen, mit welcher Freude habe ich immer eure Werke betrachtet, vor denen die meisten vorüber gehen! Wird der Geist des Lesers mir auch willig in jene Zeiten folgen, die ich mit kindlicher Vorliebe betrete? Werdet ihr euch gern von der jetzigen Welt trennen, die so nahe um Euch liegt, nnd in der dem Menschen auch das Kleinste leicht wichtig wird? Könnte ich doch allen die liebende Empfindung mittheilen, die mir die Feder in die Hand gibt, die mich

so oft die alten Bücher aufschlagen läßt, die meinen Blick vor jenen geliebten Bildnissen fest hält, so daß sich jeder Zug und jede Miene dieser alten Meister meinem Gedächtnisse einprägt! Aber ich will mit keinem hadern, der zu ungeduldig diese Blätter verläßt, und lieber seinen Sinn neuen Begebenheiten hingibt, die ihn fast noch berühren. Ich widme diese kleine unbedeutende Geschichte jenen jungen Seelen, die ihre Liebe noch mit sich selber beschäftigen, und sich noch nicht dem Strome der Weltbegebenheiten hingegeben haben, die sich noch mit Innigkeit an den Gestalten ihrer innern Phantasie ergetzen, und ungern durch die wirkliche Welt in ihren Träumen gestört werden. Wenn ihr, die ich meine, von der Kunst entzückt werdet, wenn ihr einen Trieb in euch spühret, der euer Herz den großen Meisterwerken oder den Helden der Vorzeit entgegen drängt, wenn ihr euer Vaterland liebt, und nicht mit voreiligem Enthusiasmus, aus Vorsatz zu gut zu seyn, eure Brüder verdammt, die es anders meinen, wenn ihr euren Geist von groß scheinenden Gegenständen zurück ziehen, und auch Kleinigkeiten mit Liebe betrachten könnt, so habe ich für euch geschrieben. Dann rede ich euch in Gedanken an, dann glaube ich von euch, daß ihr mich versteht, und daß euch jener Dünkel fremd ist, der sich so gern über die größten Geister, welche die menschliche Natur geboren hat, hinaus schwingt. Euch ist mein ganzes Buch geweiht, und

ich tröste mich damit, daß ich glaube, daß ihr irgend wo seyd, und mir gerne zuhört.

Es war gegen Mittag, als Franz Sternbald auf dem freyen Felde unter einem Baume saß, und die große Stadt Leyden betrachtete, die vor ihm lag. Er war an diesem Tage schon früh ausgewandert, um sie noch zeitig zu erreichen; jetzt ruhte er aus, und es war ihm wunderbar, daß nun die Stadt, die weltberühmte, mit ihren hohen Thürmen wie ein Bild vor ihm stand, die er sonst schon öfter im Bilde gesehen hatte. Er kam sich jetzt vor, als eine von den Figuren, die immer in den Vordergrund eines solchen Prospectes gestellt werden, und er sah sich nun selber gezeichnet oder gemahlt da liegen unter seinem Baume, und die Augen nach der Stadt vor ihm wenden. Sein ganzes Leben erschien ihm überhaupt oft als ein Traumgesicht, und er hatte dann einige Mühe, sich von den Gegenständen, die ihn umgaben, wirklich zu überzeugen. Da er ganze Bilder, Versammlungen mit allen ihren Menschen getreu und lebhaft in seiner Phantasie aufbewahren, und sie dann von neuem vor sich hinstellen konnte, so war er in manchen Augenblicken ungewiß, ob alles, was ihn umgab, nicht auch vielleicht eine Schöpfung seiner Einbildung sey.

Er hielt seine Schreibtafel in seiner Hand, und vor ihm im Grase lag die fremde gefundene. Er hatte den Umriß eines Kopfes entworfen, den er

eben wieder ausstrich, weil ihm keine Aehnlichkeit darin zu liegen schien; es sollte das Gesicht des fremden Mädchens vorstellen, die seine Phantasie unaufhörlich beschäftigte. Er rief sich dabey jeden Umstand, jedes Wort, das sie gesprochen hatte, in die Gedanken zurück, er sah alle die lieblichen Mienen, den süß lächelnden Mund, die unaussprechliche Grazie jeder Bewegung, alles dieß zog wieder durch sein Gedächtniß, und er fühlte sich darüber so entfremdet, so entfernt von ihr, so auf ewig geschieden, daß ihm der helle Tag, das funkelnde Gras, die klaren Wasser trübe und melancholisch wurden; ihm blühten und dufteten nur die wenigen verwelkten Blumen, die er mit süßer Zärtlichkeit betrachtete; dann lehnte er sich an den Stamm des Baumes, der mit seinen Zweigen und Blättern über ihn rauschte und lispelte, als wenn er ihm Trost zusprechen möchte, als wenn er ihm dunkle Prophezeyungen von der Zukunft sagen wollte. Franz hörte aufmerksam hin, als wenn er die Töne verstände; denn die Natur redet uns mit ihren Klängen zwar in einer fremden Sprache an, aber wir fühlen doch die Bedeutsamkeit ihrer Worte, und merken gern auf ihre wunderbaren Accente.

Er hörte auf zu zeichnen, da ihm keiner seiner Striche Ausdruck und Würde genug hatte, er betrachtete wieder die Thürme der Stadt, auf deren Schieferdäche an die Sonne hell glänzte. »So werde

ich jetzt deine Straßen betreten,« sagte er zu sich selber, »so werde ich den großen Lucas sehen dürfen, von dem mir Albrecht Dürer mit so vieler Liebe gesprochen hat, der schon als Kind ein Künstler war, dessen Nahmen man schon in seinem sechzehnten Jahre kannte. Ich werde ihn sprechen hören, und von ihm lernen, ich werde seine neuesten Werke sehen, ich werde ihm sagen können, wie ich ihm bewundere; wenn ich mich nur nicht schämen dürfte, ihm unter die Augen zu treten! Dennoch habe ich nichts gethan, noch darf ich mich ihm nicht als Künstler nennen, ich bin noch nichts, und ich schäme mich vor jedem trefflichen Manne.«

Er stand eilig auf und näherte sich mit schnellen Schritten der Stadt; schon stand er nahe vor dem Thore, und sah die Leute aus und ein gehen, als er das fremde Taschenbuch vermißte, und merkte, daß er es beym Aufstehen unter dem Baume hatte liegen lassen; er erschrak heftig, und ging mit noch schnelleren Schritten zurück. Der Baum war so weit entfernt, daß er ihn jetzt nicht mit den Augen wieder finden konnte, er lief sich außer Athem. Endlich entdeckte er ihn wieder ganz in der Ferne, aber zugleich bemerkte er zwey Wandersleute, die nach derselben Stelle zu gehen schienen. Seine Angst, daß sie den Baum früher als er erreichen möchten, ist nicht zu beschreiben, er war überzeugt, daß sie ihm das Taschenbuch nimmermehr zurück geben würden, wenn

sie es finden sollten. Endlich kam er an; die Schreibtafel lag noch im Grase, er hob sie eilig auf, und warf sich nieder unter den Baum, indem er sie betrachtete und küßte; die Wanderer gingen vorbey, ohne nach ihm umzusehen. Franz fühlte sein Herz heftig schlagen, der Schweiß floß ihm die Stirn hinab, er war so froh, als wenn er die Tafel erst jetzt zum ersten Mahle gefunden hätte; es rührte ihn innig, daß sie beynah für ihn verloren gewesen sey. Die beyden Wanderer waren ihm jetzt beynahe schon aus den Augen verschwunden, er beschloß nun unter diesem Baume, der ihm so lieb geworden war, zu ruhen, bis die Mittagshitze vorüber seyn würde.

Ohne daß er es bemerkte, schlief er nach und nach ein; die Stille, das liebliche Geräusch der Blätter, ein Gewässer in der Entfernung luden ihn dazu. Er hörte alles noch leise in seinen Schlummer hinein, und ihm dünkte, als wenn er über eine Wiese ginge, auf der fremde Blumen standen, die er bis dahin noch nie gesehen hatte. Unter den Blumen waren auch die Feldblumen gewachsen, die er bey sich trug, aber sie waren nun wieder frisch geworden, und verdunkelten an Farbe und Glanz alle übrigen. Franz grämte sich bey aller ihrer Schönheit, und wollte sie wieder pflücken, als er am Ende der Wiese, in einer Laube sitzend, seinen Lehrer Albrecht Dürer wahr nahm, der nach ihm sah, und ihm zu winken schien. Er ging schnell hinzu, und als er

näher kam, bemerkte er deutlich, daß Albrecht ämsig an einem Gemählde arbeitete, es war der Kopf der Fremden, das Gesicht war zum Sprechen ähnlich. Franz wußte nicht, was er zu seinem Lehrer sagen sollte, seine Augen waren auf das Gemählde hingeheftet, und es war ihm, als wenn es über seine Verlegenheit und Aufmerksamkeit zu lächeln anfinge. Indem er noch darüber nachdachte, war er in einem dunkeln Walde, und alles Uebrige war verschwunden; liebliche Stimmen riefen ihn bey seinem Nahmen, aber er konnte sich aus dem Gebüsche nicht heraus finden, der Wald ward immer grüner und immer dunkler, aber Sebastians Stimme und die Stimme der Fremden wurden immer deutlicher, sie riefen ihn mit Aengstlichkeit, als wenn er sich in einer Gefahr befände. Er fürchtete sich, und die dichten Bäume und Gebüsche kamen ihm entsetzlich vor, er zagte weiter zu gehen, er wünschte das freye helle Feld wieder anzutreffen. Nun war es Mondschein. Wie vom Schimmer erregt, klang von allen silbernen Wipfeln ein süßes Getöne nieder; da war alle Furcht verschwunden, der Wald brannte sanft im schönsten Glanze, und Nachtigallen wurden wach, und flogen dicht an ihm vorüber, dann sangen sie mit süßer Kehle, und blieben immer im Tacte mit der Musik des Mondscheins. Franz fühlte sein Herz geöffnet, als er in einer Klause im Felsen einen Waldbruder wahr nahm, der andächtig die Augen

zum Himmel aufhob, und die Hände faltete. Franz trat näher: »Hörst du nicht die liebliche Orgel der Natur spielen?« sagte der Einsiedler, »bethe wie ich thue.« Franz war von dem Anblicke hingerissen, aber er sah nun Tafel und Pallette vor sich, und mahlte unbemerkt den Eremiten, seine Andacht, den Wald mit seinem Mondschimmer, ja es gelang ihm sogar und er konnte nicht begreifen, wie es kam, die Töne der Nachtigall in sein Gemählde hinein zu bringen. Er hatte noch nie eine solche Freude empfunden, und er nahm sich vor, wenn das Bild fertig sey, sogleich damit zu Dürer zurück zu reisen, damit dieser es sehen und beurtheilen möge. Aber in einem Augenblicke verließ ihn die Lust, weiter zu mahlen, die Farben erloschen unter seinen Fingern, ein Frost überfiel ihn, und er wünschte den Wald zu verlassen.

Franz erwachte mit einer unangenehmen Empfindung, es war einer der letzten warmen Tage im Herbste gewesen, jetzt ging die Sonne in dunkelrothen Wolken hinter der Stadt unter, und ein kalter Herbstwind strich über die Wiese. Franz ging wieder nach der Stadt, sein Traum lag ihm stets in den Gedanken, er sah noch immer den schönen, mondglänzenden Wald, den Eremiten, und die Stimmen seiner Freunde tönten noch immer in seinen Ohren. Das Gedränge am Thore war groß, denn jedermann eilte nun aus den Feldern, und von

den benachbarten Dörfern zur Stadt zurück, er beobachtete die mannichfaltigen Gesichter, er hörte einzelne abgerissene Gespräche und Nahmen nennen, deren kurze Geschichte er durch die Sprechenden erfuhr. Nun war er in der Stadt; er empfand es seltsam, nun wieder an einem fremden großen Orte, unter so vielen ihm ganz unbekannten Menschen zu seyn, er schweifte hin und wieder; Der Mond stand am hellen Himmel, und schien auf die Dächer der Kirchen, und auf die freyen Plätze; endlich kehrte er in eine Herberge ein.

Franz fühlte sich müde, und darum ging er bald zu Bette, aber er konnte noch lange nicht einschlafen. Die Scheibe des Mondes stand seinem Kammerfenster gerade gegen über, er betrachtete ihn mit sehnsüchtigen Augen, er suchte auf dem glänzenden Runde, und in seinen Flecken Berge und Wälder; bald schien er erhabene Thürme zu entdecken, bald die See mit ihren segelnden Schiffen; ach dort! dort! rief eine innerliche Stimme seiner Brust, ist die Heymath aller unserer Wünsche, dort ist die Liebe zu Hause, dort wohnt das Glück, von da herab scheint es auf uns nieder, und sieht uns wehmüthig an, daß wir noch hier sind.

Er verschloß sein Auge, da erschien ihm die Fremde mit allen ihren Reizen, sie winkte ihm, und vor ihm lag ein schöner, dunkler Lindengang, welcher blühete, und den süßesten Duft verbreitete. Sie

ging hinein, er folgte ihr schüchtern nach, er gab ihr die Blumen zurück, und erzählte ihr, wer er sey. Da umfing sie ihn mit ihren zarten Armen, da kam der Mond mit seinem Glanze näher, und schien ihnen beyden hell in's Angesicht, sie gestanden sich ihre Liebe, sie waren unaussprechlich glücklich. — Diesen Traum setzte Franz fort, die frühesten Erinnerungen aus seinen Kinderjahren kamen zurück, alle schönen Empfindungen, die er einst gekannt hatte, zogen wieder an ihm vorbey, und begrüßten ihn. So ist der Schlaf oft ein Ausruhen in einer schönern Welt; wenn die Seele sich von diesem Schauplatze hinweg wendet, so eilt sie nach jenen unbekannten, magischen, auf welchem liebliche Lichter spielen, und kein Leiden erscheinen darf; dann dehnt der Geist seine großen Flügel aus einander, und fühlt seine himmlische Freyheit, die Unbegränztheit, die ihn nirgends beengt und quält. Beym Erwachen sehen wir oft zu voreilig mit Verachtung auf dieses schönere Daseyn hin, weil wir unsere Träume nicht in unser Tagesleben hinein weben können, weil sie nicht da fort gefahren sind, wo unsere Menschenthätigkeit am Abend aufhörte, sondern ihre eigene Bahn wandelten.

Am Morgen erkundigte sich Franz mit glühendem Gesichte nach der Wohnung des berühmten Lucas von Leyden. Man bezeichnete ihm die Straße und das Haus, und er ging mit hochschlagendem Herzen hin.

Er ward in ein ansehnliches Haus geführt, und eine Magd sagte ihm, daß der Herr sich schon in seiner Mahlerstube befinde und arbeite. Franz bath, daß man ihm hinein führen möchte. Die Thüre öffnete sich, und Franz sah einen kleinen, freundlichen, ziemlich jungen Mann vor einem Gemählde sitzen, an dem er fleißig arbeitete, um ihn her standen und hingen vielerley Schildereyen, einige Farbenkasten, Zeichnungen und Anatomien, aber alles in der besten Ordnung. Der Mahler stand auf, und ging Franzen entgegen, der Schüler war jetzt mit seinen Augen dem Gesichte des berühmten Meisters gegen über, und vermochte in der ersten Verwirrung kein Wort hervor zu bringen. Endlich faßte er sich, und nannte seinen Nahmen und den Nahmen seines Lehrers. Lucas hieß ihn von Herzen willkommen, und beyde setzten sich nun in der Werkstatt nieder, und Franz erzählte ganz kurz seine Reise, und sprach von einigen merkwürdigen Gemählden, die er unterwegs angetroffen hatte. Er beschaute während dem Sprechen aufmerksam das Bild, an welchem Lucas eben arbeitete; es war eine heilige Familie, und er traf darinnen vieles von einigen Dürer'schen Arbeiten an, denselben Fleiß, dieselbe Genauigkeit im Ausmahlen, nun schien ihm an Lucas Bildern Dürers strenge Zeichnung zu fehlen, ihm dünkte, als wären die Umrisse weniger dreist und sicher gezogen, dagegen hatte Lucas etwas Liebliches und Anmuthiges in den

Wendungen seiner Gestalten, ja auch in seiner Färbung, das dem Dürer mangelte. Dem Geiste nach, glaubte er, müßten sich diese beyden großen Künstler, sehr nahe verwandt seyn, er sah hier dieselbe Simplicität in der Zusammensetzung, dieselbe Verschmähung unnützer Nebenwerke, die rührende und ächt deutsche Behandlung der Gesichter und Leidenschaften, dasselbe Streben nach Wahrheit.

Lucas war in seinem Gespräche ein munterer, fröhlicher Mann, seine Augen waren sehr lebhaft und seine schnell veränderlichen Mienen begleiteten und erklärten jedes seiner Worte. Franz konnte ihn noch immer nicht genug betrachten, denn in seiner Einbildung hatte er sich ihn ganz anders gedacht, er hatte einen großen, starken, ernsthaften Mann erwartet, und nun sah er eine kleine, sehr behende, aber fast kränkliche Figur vor sich, dessen Reden alle das Gepräge eines lustigen, freyen Gemüthes trugen.

»Es freut mich ungemein, Euch kennen zu lernen,« rief Lucas mit seiner Lebhaftigkeit aus, »aber vor allen Dingen wünschte ich einmahl Euren Meister zu sehen, ich wüßte nichts Erfreulicheres, das mir begegnen könnte, als wenn er, so wie Ihr heut thatet, in meine Werkstatt herein träte; bin auch auch auf keinen andern Menschen in der Welt so neugierig als auf ihn, denn ich halte ihn für den

größten Künstler, den die Zeiten hervor gebracht haben. Er ist wohl sehr fleißig?«

»Er arbeitet fast immer,« antwortete Franz, »und er kennt auch kein größeres Vergnügen, als seine Arbeit. Seine Emsigkeit geht so weit, daß er dadurch sogar manchmahl seiner Gesundheit Schaden thut.«

»Ich will es gern glauben,« antwortete Lucas, »es zeugen seine Kupferstiche von einer fast unbegreiflichen Sorgfalt, und doch hat er davon schon so viele ausgehen lassen! Man kann nichts Saubereres sehen, als seine Arbeit, und doch leidet unter diesem Fleiße die Wahrheit und der eigentliche Ausdruck seiner Darstellungen niemahls, so, daß seine Emsigkeit nicht bloß zufällige Zier, sondern Wesen und Sache selbst ist. Und dann begreife ich kaum die mannichfaltigen Arten seiner Arbeiten, von den kleinsten und feinsten Gemählden bis zu den lebensgroßen Bildern, dann seine Holzstiche, seine Kupferarbeiten, seine saubern Figuren, die er auf Holz in erhabener Arbeit geschnitten, und die so leicht, so zierlich sind, daß man trotz ihrer Vollendung die Arbeit ganz daran vergißt, und gar nicht an die vielen mühseligen Stunden denkt, die der Künstler darüber zugebracht haben muß. Wahrlich, Albrecht ist ein äußerst wunderbarer Mann, und ich halte den Schüler für sehr glücklich, dem es vergönnt ist, unter seinen Augen seine erste Laufbahn zu eröffnen.«

Franz war immer gerührt, wenn von seinem Lehrer die Rede war; aber das Lob, diese Verehrung seines Meisters aus dem Munde eines andern großen Künstlers setzte sein Herz in die gewaltsamste Bewegung. Er drückte Lucas Hand, und sagte mit Thränen: »Glaubt mir, Meister, ich habe mich vom ersten Tage glücklich geschätzt, da ich Dürers Haus betrat.«

»Es ist eine seltsame Sache mit dem Fleiß,« fuhr Lucas fort, »so treibt es auch mich Tag und Nacht zur Arbeit, so daß mich manchmahl jede Stunde, ja jede Minute gereuet, die ich nicht in dieser Stube zubringen darf. Von Jugend auf ist es so mit mir gewesen, und ich habe auch nie an Spielen, Erzählungen, oder dergleichen zeitvertreibenden Dingen Gefallen gefunden. Ein neues Bild liegt mir manchmahl so sehr im Sinne, daß ich davor nicht schlafen kann. Ich weiß mir auch keine größere Freude, als wenn ich nun endlich ein Gemählde, an dem ich lange arbeitete, zu Stande gebracht habe, wenn nun alles fertig geworden ist, was mir bis dahin in den Gedanken ruhte, wenn man nun zugleich mit jedem Bilde merkt, wie die Hand geübter und dreister wird, wie nach und nach alles das von selbst sich einstellt, was man anfangs mit Mühe erringen und erkämpfen mußte. O mein lieber Sternbald, ich könnte manchmahl Stunden lang davon schwatzen, wie ich nach und nach ein Mahler geworden bin, und wie

ich noch hoffe, mit jedem Tage weiter zu kommen.«

»Ihr seyd ein sehr glücklicher Mann,« antwortete Franz. »Wohl dem Künstler, der sich seines Werthes bewußt ist, der mit Zuversicht an sein Werk gehen darf, und es schon gewohnt ist, daß ihm die Elemente gehorchen. Ach mein lieber Meister, ich kann es Euch nicht sagen, Ihr könnt es vielleicht kaum fassen, welchen Drang ich zu unserer edlen Kunst empfinde, wie es meinen Geist unaufhörlich antreibt, wie alles in der Welt die seltsamsten und fremdesten Gegenstände sogar, nur von der Mahlerey zu mir sprechen; aber je höher meine Begeisterung steigt, je tiefer sinkt auch mein Muth, wenn ich irgend ein Mahl an die Ausführung gehen will. Es ist nicht, daß ich die Uebung und den wiederhohlten Fleiß scheue, daß es ein Stolz in mir ist, gleich das Vortrefflichste hervor zu bringen, das keinen Tadel mehr zu lassen dürfte, sondern es ist eine Angst, eine Scheu, ja ich möchte es wohl eine Anbethung nennen, beydes der Kunst und des Gegenstandes, den ich darzustellen unternehme.«

»Ihr erlaubt mir wohl,« sagte Lucas, »indem wir sprechen, an meinem Bilde weiter zu mahlen. Und wirklich zog er auch die Staffeley herbey, und vermischte die Farben auf der Pallette, die er auftragen wollte. — »Wenn ich Euch mit meinem Geschwätze nur nicht stöhre,« sagte Franz, »denn diese

Arbeit da ist äußerst kunstreich. — Gar nicht,« sagte Lucas, »thut mir den Gefallen, und fahrt fort.«

»Wenn ich mir also,« sagte Franz, »eine, der Thaten unsers Erlösers in ihrer ganzen Herrlichkeit denke, wenn ich die Apostel, die verehrungswürdigen, vor mir sehe, die ihn umgaben, seine göttliche Milde, mit der er lehrt und spricht; wenn ich mir einen der heiligen Männer aus der ersten christlichen Kirche denke, die mit so kühnem Muthe das Leben und seine Freuden verachten, und alles hingeben, was den übrigen Menschen so viele Sehnsucht, so manche Wünsche ablockt, um nur das innerste Bekenntniß ihres Herzens, das Bewußtseyn der großen Wahrheit sich zu behaupten, und Andern mitzutheilen; — wenn ich dann diese erhabenen Gestalten in ihrer himmlischen Glorie vor mir sehe, und nun noch bedenke, daß es einzelnen Auserwählten gegönnt ist, daß sich ihnen das volle Gefühl, daß sich ihnen jene Helden und der Sohn Gottes in eigenthümlicheren Gestalten und Farben, als den übrigen Menschen offenbaren, und daß sie durch das Werk ihrer Hände schwächeren Geistern diese Offenbarungen wieder mittheilen dürfen; wenn ich mich meiner Entzückungen vor herrlichen Gemählden erinnere, seht, so entschwindet mir dann aller Muth, so wage ich es nicht, mich jenen auserwählten Geistern zuzurechnen, und statt zu arbeiten, statt fleißig zu seyn, verliere ich mich in ein leeres, unthätiges Staunen.«

»Ihr seyd brav,« sagte Meister Lucas, ohne von seinem Bilde aufzusehen, »aber das wird sich fügen, daß ihr auch Muth bekommet.«

»Schon mein Lehrer, fuhr Franz fort, hat mich deßhalb getadelt, aber ich habe mir niemahls helfen können, ich bin von Kindheit auf so gewesen. Aber so lange ich in Nürnberg war, in der Gegenwart des theuren Albrechts, bey meinem Freunde, und von allen dem bekannten Geräthe umgeben, konnte ich mich doch immer noch etwas aufrecht erhalten. Ich lernte mich aus Gewohnheit ein, den Pinsel zu führen; ich fühlte, wie ich nach und nach etwas weiter kam, weil es immer derselbe Ort war, den ich wieder betrat, weil dieselben Menschen mich aufmunterten, und weil ich nun auf einer gebahnten Straße gerade ausging, ohne mich weiter rechts oder links umzusehen. Freylich durfte ich keine neue Erzählung hören, keinen neuen verständigen Mann kennen lernen, ohne etwas irre zu werden, doch fand ich mich bald wieder zurecht. Aber seit meiner Abreise aus Nürnberg hat sich alles das geändert. Meine innerlichen Bilder vermehren sich bey jedem Schritte, den ich thue, jeder Baum, jede Landschaft, jeder Wandersmann, Auf- und Untergang der Sonne, die Kirchen, die ich besuche, jeder Gesang, den ich höre, alles wirkt mit quälender und schöner Geschäftigkeit in meinem Busen, und bald möcht' ich Landschaften, bald heilige Geschichten, bald einzelne

Gestalten darstellen, die Farben genügen mir nun nicht, die Abwechslung ist mir nicht mannichfaltig genug, ich fühle das Edle in den Werken anderer Meister, aber mein Gemüth ist nunmehr so verwirrt, daß ich mich durchaus nicht unterstehen darf, selber an die Arbeit zu gehen.«

Lucas hielt eine Weile mit Mahlen inne, und betrachtete Sternbald sehr aufmerksam, der sich durch Reden erhitzt hatte, dann sagte er: »Lieber Freund, ich glaube, daß Ihr so auf einem ganz unrechten Wege seyd. Ich kann mir Eure Verfassung wohl so ziemlich vorstellen, aber ich bin niemahls in solcher Gemüthsstimmung gewesen. Von der frühesten Jugend habe ich einen heftigen Trieb in mir empfunden zu bilden, und ein Künstler zu seyn; aber von je an lag mir die Nachahmung klar im Sinne, daß ich nie zweifelhaft war oder zögerte, was aus einer Zeichnung werden sollte. Schon während der Arbeit lag mir dann ein anderer Entwurf schon ganz deutlich im Kopfe, den ich aber so schnell und eben so unverzagt, als den vorigen, ausführte, und so sind meine zahlreichen Werke entstanden, ob ich gleich noch nicht alt bin. Euer Zagen, Eure zu große Verehrung des Gegenstandes ist, will mich dünken, etwas Unkünstlerisches; denn wenn man ein Mahler seyn will, so muß man doch mahlen, man muß beginnen und endigen, Eure Entzückungen könnt Ihr ja doch nicht auf die Tafel tragen. Nach dem, was

Ihr mir gesagt habt, müßt Ihr viele Anlagen zu einem Poeten haben, nur muß ein Dichter auch mit Ruhe arbeiten. — Erlaubt mir, daß ich Euch noch etwas sage: Ich habe mich von je her über die Künstler gewundert, die Wallfahrten nach Italien, wie nach einem gelobten Lande der Kunst anstellen, aber nach dem, was Ihr mir von Euch erzählt habt, muß ich mich billig noch mehr verwundern. Warum wollt Ihr Eure Zeit also verderben? Mit Eurer Reitzbarkeit wird Euch jeder neue Gegenstand, den Ihr erblickt, zerstreuen, die größere Mannichfaltigkeit wird Eure Kräfte noch mehr niederschlagen, sie werden alle verschiedene Richtungen suchen, und alle diese Richtungen werden für Euch nicht genügend seyn. Nicht, als ob ich die großen Künstler Italiens nicht schätzte und liebte, aber man mag sagen was man will, so hat doch jedes Land seine eigene Kunst, und es ist gut, daß es sie hat. Ein Meister tritt dann in die Fußstapfen des andern, und verbessert, was bey ihm etwa noch mangelhaft war; was dem Ersten schwer war, wird dem Zweyten und Dritten leicht, und so wird die vaterländische Kunst endlich zur höchsten Vortrefflichkeit hingeführt. Wir sind einmahl keine Italiener, und ein Italiener wird nimmermehr deutsch empfinden. Wenn ich Euch also rathen soll, so stellt lieber Eure Reise nach Italien ganz ein, und bleibt im Vaterlande, denn was wollt Ihr dort? Meint Ihr, Ihr werdet die italienischen Bilder mit einem

andern, als einem deutschen Auge sehen können? so wie auch kein Italiener die Kraft und Vortrefflichkeit Eures Albrecht Dürers jemahls erkennen wird; es sind widerstrebende Naturen, die sich niemahls in demselben Mittelpuncte vereinigen können. Wenn Ihr hin gehet, so wird jedes neue Gemählde, jede neue Manier eine neue Lust in Euch erwecken, Ihr werdet in ewiger Abwechselung vielleicht arbeiten, aber Euch niemahls üben, Ihr werdet kein Italiener werden, und könnet doch kein Deutscher bleiben, Ihr werdet zwischen beyden streben, und die Muthlosigkeit und Verzagtheit wird Euch am Ende nur noch viel stärker, als jetzt ergreifen. Ihr findet meinen Ausspruch vielleicht hart, aber Ihr seyd mir werth, und darum wünsche ich Euer Bestes. Glaubet mir, jeder Künstler wird, was er werden kann, wenn er ruhig sich seinem eigenen Geiste überläßt, und dabey unermüdet fleißig ist. Sehet nur Euren Albrecht Dürer an; ist er denn nicht ohne Italien geworden was er ist, denn sein kurzer Aufenthalt in Venedig kann kaum in Rechnung gebracht werden, und denkt Ihr denn mehr zu leisten, als er? Auch unsere besten Meister in den Niederlanden haben Italien nicht gesehen, sondern einheimische Natur und Kunst hat sie groß gezogen; manche mittelmäßige, die dort gewesen sind, haben eine fremde Manier nachahmen wollen, die ihnen nimmer mehr gelingt, und als etwas Erzwungenes heraus kommt, das ihnen nicht

steht, und sich in unserer Gegend nicht ausnimmt. Mein lieber Sternbald, wir sind gewiß nicht für die Antiken, wir verstehen sie auch nicht mehr, unser Fach ist die wahre nordische Natur; je mehr wir diese erreichen, je wahrer und lieblicher wir diese ausdrücken, je mehr sind wir Künstler. Und das Ziel, wornach wir streben, ist gewiß eben so groß, als der poetische Zweck, den sich die andern vorgestellt haben.«

Franz war noch in seinem Leben nicht so niedergeschlagen gewesen. Er glaubte es zu empfinden, wie er noch keine Verdienste habe; diese Verehrung der Kunst, diese Begier, Italien mit seinen Werken zu sehen, hatte er immer für sein einziges Verdienst gehalten, und nun vernichtete ein verehrungswürdiger Meister ihm auch dieses gänzlich. Zum ersten Mahle erschien ihm sein ganzes Beginnen thöricht und unnütz. »Ihr mögt Recht haben, Meister!« rief er aus, »ich bin nun auch beynahe davon überzeugt, daß ich zum Künstler verdorben bin; je mehr ich Eure Vortrefflichkeit fühle, um so stärker empfinde ich auch meinen Unwerth, ich fühle ein verlornes Leben in mir, das sich an keine vernünftige Thätigkeit hinauf ranken wird, ein unglückseliger Trieb ist mir eingehaucht, der nur dazu nützt, mir alle Freuden zu verbittern, und mir aus den köstlichsten Gerichten dieses Lebens etwas Albernes und Nüchternes zuzubereiten.«

»Es ist nicht so gemeint,« sagte Lucas mit einem Lächeln, das seinem freundlichen Gesichte sehr gut stand; »ich merke, daß alles bey Euch aus einem zu heftigen Charakter entspringt, und freylich, darin kann sich der Mensch nicht ändern, und wenn er's auch noch so sehr wollte. Gebt Euch zufrieden, meine Worte sind immer nur die Worte eines einzelnen Mannes, und ich kann mich eben so leicht irren, als jeder andere.«

»Ihr seyd nicht, wie jeder andere,« sagte Franz mit der größten Lebhaftigkeit, »das fühle ich zu lebendig in meinem Herzen, Ihr solltet es nur ein Mahl hören, mit welcher Verehrung mein Meister immer von Euch spricht; Ihr solltet es nur wissen können, wie vortrefflich Ihr mir vorkommt, welches Gewicht bey mir jedes Eurer Worte hat. Wie viele Künstler dürfen sich denn mit Euch messen? Wer auf solche Stimmen nicht hörte, verdiente gar nicht Euch so gegen über zu sitzen, mit Euch zu sprechen, und diese Freundschaft und Güte zu erhalten.«

»Ihr seyd jung,« sagte Lucas, »und Euer Wesen ist mir ungemein lieb, es gibt wenig solcher Menschen; die Meisten betrachten die Kunst nur als ein Spielwerk, und uns als große Kinder, die albern genug bleiben, um sich mit derley Possen zu beschäftigen. — Aber laßt uns auf etwas Anderes kommen, ich bin jetzt überdieß müde zu mahlen. Ich habe einen Kupferstich von Eurem Albrecht erhalten, der

mir bisher noch unbekannt war. Es ist der heilige Hubertus, der auf der Jagd einem Hirsche mit einem Crucifixe zwischen dem Geweihe begegnet, und sich bey diesem Anblicke bekehrt, und seine Lebensweise ändert. Seht hierher, es ist für mich ein merkwürdiges Blatt, nicht bloß der schönen Ausführung, sondern vorzüglich der Gedanken halber, die für mich darin liegen. Die Gegend ist Wald, und Dürer hat einen hohen Standpunct angenommen, weßhalb ihn nur ein Unverständiger tadeln könnte; denn, wenn auch ein dichter Wald, wo wir nur wenige große Bäume wahr nähmen, etwas natürlicher beym ersten Anblick in die Augen fallen dürfte, so könnte das doch nimmer mehr das Gefühl der völligen Einsamkeit so ausdrücken und darstellen, wie es hier geschieht, wo das Auge weit und breit alles übersieht, einzelne Hügel und lichte Waldgegenden. Ich glaube auch, daß manche Leute, die mehr guten Willen vernünftig zu seyn, als Verstand haben, den gewählten Gegenstand selbst als etwas Albernes tadeln dürften, ein Rittersmann, der vor einer unvernünftigen Bestie kniet. Aber das ist es gerade, wenn ich meine aufrichtige Meinung sagen soll, was mir so sehr daran gefällt, und zu großem Vergnügen gereicht. Es ist so etwas Unschuldiges, Frommes und Liebliches darin, wie der Jagdmann hier kniet, und das Hirschlein mit seiner

kindischen Physiognomie so unbefangen drein sieht, im Contrast mit der heiligen Ehrfurcht des Mannes; dieß erweckt ganz eigene Gedanken von Gottes Barmherzigkeit, von dem grausamen Vergnügen der Jagd, und dergleichen mehr. Nun beobachtet ein Mahl die Art, wie der Ritter niederkniet; es ist die wahreste, frömmste und rührendste, mancher hätte hier wohl seine Zierlichkeit gezeigt, wie er Beine und Arme verschiedentlich zu stellen wüßte, so, daß er durch Annehmlichkeit der Figur sich gleichsam vor jedem entschuldigt hätte, daß er ein so närrisches Bild zu seinem Gegenstande gemacht. Denn manche zierliche Mahler sind mir so vorgekommen, daß sie nicht sowohl verschiedentliche Bilder mahlen, als vielmehr nur die Gegenstände brauchen, um immer wieder ihre Verschränkungen und Niedlichkeiten zu zeigen; diese putzen sich mit der edlen Mahlerkunst, statt daß sie ihr freyes Spiel, und eine eigene Bahn gönnen sollten. So ist es nicht mit diesem Hubertus beschaffen. Seine zusammen gelegten Beine, auf denen er so ganz natürlich hin kniet, seine gleichförmigen aufgehobenen Hände sind das Wahreste, was man sehen kann; aber sie haben nicht die spielende Anmuth, die Manche der heutigen Welt über alles schätzen.«

Lucas sprach noch mancherley; dann besuchten

ihn einige Freunde aus der Stadt, mit denen er und Franz sich zu Tische setzten. Man lachte und erzählte viel; von der Mahlerey ward nur wenig gesprochen.

Zweytes Capitel.

Franz hielt sich längere Zeit in Leyden auf, als er sich anfangs vorgenommen hatte, denn Meister Lucas hatte ihn einige Conterfeye zu mahlen übergeben, die Franz zu dessen Zufriedenheit beendigte. Beyde hatten sich oft von der Kunst unterhalten. Franz liebte Lucas ungemein, aber doch konnte er in keiner Stunde das Vertrauen zu ihm fassen, das er zu seinem Lehrer hatte, er fühlte sich in seiner Gegenwart immer gedemüthigt, seine freyesten Gedanken waren gefesselt, selbst Lucas fröhliche Laune konnte ihn ängstigen, weil sie von der Art, wie er sich zu freuen pflegte, so gänzlich verschieden war. Er kämpfte oft mit der Verehrung, die er vor den niederländischen Meister empfand; denn er schien ihm in manchen Augenblicken nur ein Handwerker zu seyn; wenn er dann wieder den hurtigen erfinderischen Geist betrachtete, den nie rastenden Eifer, die Liebe zu al-

lem Vortrefflichen, so schämte er sich seines Mißtrauens.

Als er an einem Morgen Lucas Werkstelle besuchte, — wie erstaunte er, was glich seiner Freude! als er seinen Lehrer, seinen über alles geschätzten Dürer neben dem niederländischen Mahler sitzen sah. Erst schien es ihm nur ein Blendwerk seiner Augen zu seyn; aber Dürer stand auf, und schloß ihn herzlich in seine Arme; die drey Mahler waren überaus fröhlich, sich zu sehen. Fragen und Antworten durchkreuzten sich, besonders hinderte der lebhafte Lucas auf alle Weise das Gespräch, zu einer stillen Ruhe zu kommen; denn er fing immer wieder von neuem an, sich zu verwundern und zu freuen. Er rieb die Hände, und lief mit großer Geschäftigkeit hin und wieder, bald zeugte er dem Albrecht ein Bild, bald hatte er wieder eine Frage, worauf er die Antwort wissen wollte. Franz bemerkte, wie gegen diese lebhafte Unruhe Albrechts Gelassenheit, und seine stille Art, sich zu freuen, schön contrastirte. Auch wenn sie neben einander standen ergetzte sich Franz an der gänzlichen Verschiedenheit der beyden Künstler, die sich doch in ihren Werken so oft zu berühren schienen. Dürer war groß und schlank, lieblich und majestätisch fielen seine lockigen Haare um seine Schläfe, sein Gesicht war ehrwürdig und doch freundlich, seine Mienen veränderten den Ausdruck nur langsam, und seine schönen braunen Augen sahen

feurig und doch sanft unter seiner Stirn hervor. Franz bemerkte deutlich, wie die Umrisse von Albrechts Gesichte denen auffallend glichen, mit welchen man immer den Erlöser der Welt zu mahlen pflegt. Lucas erschien neben Albrecht noch kleiner, als er wirklich war; sein Gesicht veränderte sich in jedem Augenblicke, seine Augen waren mehr lebhaft als ausdrucksvoll, sein hellbraunes Haar lag schlicht und kurz um seinen Kopf.

Albrecht erzählte, wie er sich schon seit lange unpaß gefühlt habe, und die weite Reise nach den Niederlanden nicht gescheuet, um seine Gesundheit wieder her zu stellen. Seine Hausfrau habe ihn begleitet; von Sebastian gab er unsern Franz einen Brief, er selber sey zwar nicht gefährlich, aber doch so krank, daß er die Reise nicht habe unternehmen können, sonst würde er ihn mitgenommen haben. »Euch zu sehen, Meister Lucas,« sagte er, »war der vornehmste Bewegungsgrund meiner Reise; denn ich habe es mir schon lange gewünscht, ich weiß auch noch nicht, ob ich einen andern Mahler besuche, wenn der Wohnort mir aus dem Wege liegt, denn so viel ich sie kenne, ist mir nach dem berühmten Meister Lucas keiner merkwürdig.«

Lucas dankte ihm, und sprang wieder durch die Stube, voller Freude, den großen Albrecht Dürer bey sich zu haben. Dann zeigte er ihm einige seiner neuesten Bilder, und Albrecht lobte sie sehr verstän-

dig. Dieser hatte einige neue Kupferstiche bey sich, die er dem Niederländer schenkte, und Lucas suchte zur Vergeltung auch ein Blatt hervor, das er dem Albrecht in die Hände gab. »Seht,« sagte er, »dieß Blatt, es wird von Einigen für meinen besten Kupferstich erklärt, es ist das Conterfey des Tillen Eulenspiegel, wie ich mir diesen seltsamen Mann in den Gedanken vorgestellt habe. Es wollen Einige jetzt, die sich mit der Gelehrsamkeit befassen, sein Buch verachten, und es als den Sitten und der Zucht zuwider verdammen, es möchte vielleicht einiges besser darin mangeln können, aber ich muß gestehen, daß es mich im Ganzen immer sehr ergetzt hat. Die Schalkheit des Knechtes Eulenspiegel ist so eigen, viele seiner Streiche geben zu so manchen kuriosen Gedanken Veranlassung, daß ich mich ordentlich dazu angetrieben fühlte, sein seltsames Conterfey in Kupfer zu bringen.«

»Ihr habt es auch wacker ausgerichtet,« sagte Albrecht Dürer, »und ich danke Euch höchlich für Euer Geschenk. Ihr habt den berüchtigten Schalksknecht da erschaffen, wie er gewißlich ausgesehen haben muß, die schielenden Augen, die verdrehte Nase, drücken sein seltsames Gemüth vortrefflich aus, in diesen Lippen habt Ihr seinen Witz, der oft beissend genug war, herrlich angedeutet, und es ist mir sehr erwünscht, daß Ihr das häßliche Gesicht doch nicht so verzerrt habt, daß es uns zuwider ist, sondern mit

vieler Kunst habt Ihr es so auszurichten gewußt, daß man es gerne beschaut, und den possigen Kerl ordentlich lieb gewinnt.«

»Es ist eine Art von Dankbarkeit,« sagte Meister Lucas, »daß ich ihn so mühsam in Kupfer gebracht habe, da ich über seine Schwänke oft so herzlich habe lachen müssen. Wie schon gesagt, es verstehen wenige Menschen die Kunst, sich an Tills Narrenstreichen so zu freuen, als ich, weil sie es sogar mit dem Lachen ernsthaft nehmen; Andern gefällt sein Buch wohl, aber es kommt ihnen alles als etwas Unedles vor, dieses Bekenntniß abzulegen; Andern fehlt es wieder an Uebung das Possierliche zu verstehen und zu fassen, weil man sich vielleicht eben so daran gewöhnen muß, wie man viele Gemählde sieht, ehe man über eins ein richtiges Urtheil faßt.«

»Ihr mögt sehr Recht haben, Meister,« antwortete Dürer, »die meisten Leute sind wahrlich mit dem Ernsthaften und Lächerlichen gleich fremd. Sie glauben immer, das Verständniß von beyden müsse ihnen von selbst ohne ihr weiteres Zuthun kommen; und doch ist das bey den Allerwenigsten der Fall. Sie überlassen sich daher mit Rohheit dem Augenblicke und ihrem damahligen Gefühle, und so tadeln und loben sie alles unbesehen. Ja sie gehen mit der Mahlerkunst eben so um, sie kosten davon, wie man wohl ein Gemüse oder Suppe zu kosten pflegt, ob

die Magd zu viel oder zu wenig Salz daran gethan habe, und dann sprechen sie das Urtheil, ohne um die Einsicht und Kenntnisse, die dazu gehören, besorgt zu seyn. Ich muß immer noch lachen, so oft ich daran denke, daß es mir doch auch ein Mahl so ging. Ohne etwas davon zu verstehen, und ohne die Anlagen von der Natur zu haben, fiel ich ein Mahl darauf, ein Poet zu seyn. Ich dachte in meinem einfältigen Sinne, Verse müsse ja wohl jedermann machen können, und ich wunderte mich über mich selber, daß ich nicht schon weit früher auf die Dichtkunst verfallen sey. Ich machte also ein zierlich großes Kupferblatt, und stach mühsam rund herum meine Verse mit zierlichen Buchstaben ein: es sollte ein moralisches Gedicht vorstellen, und ich unterstand mich, der ganzen Welt darin gute Lehren zu geben. Wie nun aber alles fertig war, siehe da, so war es erbärmlich gerathen. Was ich da für Leiden von dem gelehrten Pirkheimer habe ausstehen müssen, der mir lange nicht meine Verwegenheit vergeben konnte! Er sagte immer zu mir: Schuster bleib bey deinem Leisten! Albrecht, wenn du den Pinsel in der Hand hast, so kömmst du mir als ein verständiger Mann vor, aber mit der Feder geberdest du dich als ein Thor. — So sollte man auch zu Manchen sagen, die sich auf Künste legen, die ihnen nicht besser anstehen, als dem Esel das Lautenschlagen.«

»Ihr müßt Euch doch einige Zeit in Leyden aufhalten,« sagte Lucas; »denn ich möchte gar zu gern recht viel mit Euch sprechen, über so viele Dinge Euer Urtheil vernehmen; denn ich wüßte keinen Menschen auf der Welt, mit dem ich mich lieber unterredete, als mit Euch.«

»Ich bleibe gewiß wenigstens einige Tage,« antwortete Dürer; »seit Franz von mir fort gezogen ist, habe ich mir diese Reise vorgesetzt, und alles Geld, was ich erübrigen konnte, dazu aufgespart.

Unter diesen Gesprächen war die Mittagsstunde heran gekommen; eine junge hübsche Frau trat herein, es war das Weib des Niederländers, sie erinnerte ihren Mann mit freundlichem Gesichte, daß es Zeit sey, zu essen, er möchte mit seinen Gästen in die Speisestube treten. Sie folgten ihr gern, und man setzte sich zu Tische. Die Hausfrau Albrecht Dürers hieß den Franz Sternbald sehr freundlich willkommen, Franz hatte sie noch nie so liebenswürdig gesehen, denn die Reise hatte sie heiter gemacht, ihr Gesicht war auch blühender und voller.

Der kleine Lucas schien nun bey Tische erst recht an seinem Platze zu seyn; er wußte so gutmüthig zum Essen und Trinken einzuladen, daß keiner seine Einladung auszuschlagen im Stande war; dabey erwies er sich überaus artig gegen Dürers Frau, und wußte ihr auf seine Art tausend kleine Schmeicheleyen zu sagen. Dürer war viel ernster und unbehol-

fener, die schöne junge Frau des Lucas setzte ihn eher in Verlegenheit, als daß sie ihn unterhalten hätte, seine Sitten waren ernst und deutsch, und wenn sich ihm ein Scherz nicht von selber darboth, so hielt er es für eine unnütze Mühe, ihn aufzusuchen. Franz war in einer heiligen Stimmung, es war ihm gar nicht möglich, seine Augen von seinem geliebten Lehrer abzuwenden, vollends, da es ihm beständig im Sinne lag, daß er morgen früh abreisen müsse, und also Dürer nicht länger sehen könne, denn er hatte eine Reisegesellschaft gefunden, die ihn gegen ein Billiges mit nach Antwerpen nehmen wollte.

»Ihr müßt mir erlauben,« rief Lucas fröhlich aus, »Meister Albrecht (verzeiht mir, daß ich so vertraut thue, Euch bey Eurem Taufnahmen zu nennen,) daß ich Euer Conterfey abnehme, ehe Ihr von hier reiset, denn es liegt mir gar zu viel daran, es zu besitzen, und zwar recht treu und fleißig gemahlt, ich will mir alle Mühe dabey geben.«

»Und ich will Euch mahlen,« sagte Albrecht, »mir ist gewiß Euer Gesicht eben so lieb, damit ich's dann mit mir nach Nürnberg nehme.«

»Wißt Ihr, wie wir es einrichten können?« antwortete Lucas: »Ihr mahlt Euer eigenes Bildniß, und ich das meinige, und wir tauschen sie nachher gegen einander aus, so besitzt noch jeder etwas von des andern Arbeit.«

»Es mag seyn,« sagte Dürer, »ich weiß mit meinem Kopfe schon ziemlich Bescheid, denn ich habe ihn schon einige Mahl gemahlt und gestochen, und man hat die Copey immer ähnlich gefunden. Worüber ich mich aber billig wundern muß,« fuhr er fort, »ist, daß Ihr, Meister Lucas, noch so jung seyd, und daß Ihr doch schon so viele Kunstsachen in die Welt habt ausgehen lassen, und mit Recht einen so großen Nahmen habt; denn noch scheint Ihr keine dreyßig Jahre alt zu seyn.«

Lucas sagte: »ich bin auch noch nicht dreyßig Jahre alt, sondern kaum neun und zwanzig. Es ist wahr, ich habe fleißig gemahlt, und fast eben so viel in Kupfer gestochen, als Ihr; aber mein lieber Albrecht, ich habe auch schon sehr frühe angefangen; Ihr wißt es vielleicht nicht, daß ich schon im neunten Jahre ein Kupferstecher war.«

»Im neunten Jahre?« rief Franz Sternbald voller Verwunderung aus; »ich glaubte immer im sechszehnten hättet Ihr Euer erstes Werk begonnen, und das hat schon immer mein Erstaunen erregt.«

»Nein,« erzählte Lucas weiter, »denn ich zeichnete schon Bilder und allerhand natürliche Sachen nach, als ich kaum sprechen konnte. Die Sprache und der Ausdruck durch die Reißkohle schien mir natürlicher, als die wirkliche. Ich war unglaublich fleißig, und interessirte mich für gar nichts anderes in

der Welt, denn die übrigen Wissenschaften, so wie Sprachen und dergleichen, waren mir völlig gleichgültig, ja es war mir verhaßt, meine Zeit mit solchem Unterrichte zuzubringen. Wenn ich auch nicht zeichnete, so gab ich genau auf alle die Dinge Acht, die mir vor die Augen kamen, um sie nachher nachahmen zu können. Die größte Freude machte es mir, wenn meine Aeltern oder andere Menschen die Personen wieder erkannten, die ich copirt hatte. Kein Spiel machte mir Vergnügen, andere Knaben waren mir zur Last, und ich verachtete sie, und ging ihnen aus dem Wege, weil mir ihr Beginnen zu kindisch vorkam; sie verspotteten mich auch deßhalb, und nannten mich den kleinen alten Mann. Ich erkundigte mich, wie die Kupferstiche entständen, und einige eben nicht geschickte Leute, machten mich mit der Kunst bekannt, so viel sie selbst davon begriffen hatten. So machte ich im neunten Jahre mein erstes Bild, das ich öffentlich heraus gab, und das vielen Leuten nicht mißfiel; bald darauf thaten mich meine Aeltern auf mein inständiges Bitten beym Meister Engelbrecht in die Lehre; ich fuhr fort zu arbeiten, und im sechszehnten Jahre war ich schon einiger Maßen bekannt, so, daß meine Werke gesucht wurden.«

»Ihr seyd ein wahres Wunderkind gewesen, Meister Lucas,« sagte Albrecht Dürer, »und auf die Art

muß man freylich nicht erstaunen, wenn die Welt so viele Arbeiten von Euch gesehen hat.«

»Wenn ich jetzt vielleicht etwas bin,« sagte Lucas sehr lebhaft, »so hab' ich's nur Euch zu verdanken. Ihr waret mein Vorbild, Ihr gabt mir immer neues Feuer, wenn ich manchmahl den Muth verlieren wollte; denn ich glaube, es gibt auch beym eifrigsten Künstler Stunden, in denen er durchaus nichts hervor bringen mag, wo er sich in sich selber ausruht, und ihm die Arbeit mit den Händen ordentlich widersteht; dann hörte ich wieder von Euch, ich sah eins Eurer Kupferblätter, und der Fleiß kam mir mit frischer Anmuth zurück. Ich muß es gestehen, daß ich Euch auch meine meisten Erfindungen zu danken habe, denn ich weiß nicht, wie es zugeht, einzelne Figuren oder Sachen stehen mir immer sehr klar vor den Augen, aber das Zusammenfügen, der wahre historische Zusammenhang, der ein Bild erst fertig macht, will sich nie deutlich vor den Sinnen hin stellen, bis ich dann ein anderes Blatt in die Hände nehme, da fällt es mir denn ein, daß ich das auch darstellen, und hie und da wohl noch verbessern könnte, aus dem Bilde, das ich vor mir sehe, entwickelt sich ein neues in meiner Seele, das mir dann nicht eher Ruhe läßt, als bis ich es fertig gemacht habe. Am liebsten habe ich Eure Bilder nachgemacht, Albrecht, weil sie alle einen ganz eigenen Sinn haben, den ich in andern nicht antreffe.

Ihr habt mich am meisten auf Gedanken geführt, und Ihr werdet es wissen, daß ich die meisten Bilder, die Ihr ausgeführt habt, auch darzustellen versucht habe. Manchmahl habe ich die Eitelkeit gehabt, Ihr verzeiht mir meinen freymüthigen Stolz, und Ihr seyd ein gerader, guter Mann, Eure Vorstellung zu verbessern, und dem Auge angenehmer zu machen.«

»Ich weiß es recht wohl,« sagte Albrecht mit der gutmüthigsten Freundlichkeit, »und ich versichere Euch, ich habe viel von Euch gelernt. Wie Ihr mit Eurem Körper behender und gewandter seyd, so seyd Ihr es auch mit dem Pinsel und Grabstichel. Ihr wißt eine gewisse Anmuth mit Wendungen und Stellungen der Körper in Eure Bilder zu bringen, die mir oft fehlt, so, daß meine Zeichnungen gegen die Eurigen hart und rauh aussehen; aber Ihr erlaubt mir auch zu sagen, daß es mir geschienen hat, als wäret Ihr ein paar Mahl unnöthiger Weise von der wahren Einfalt des Gegenstandes abgewichen. So gedenke ich an ein Paar Kupferstiche, wo vorne Leute mit großen Mänteln stehen, die dem Zuschauer den Rücken zuwenden, da sie uns wohl natürlicher das Angesicht hätten zukehren dürfen. Hier habt Ihr nach meinem einfältigen Urtheile nur etwas Neues anbringen, und durch die großen Mantelfiguren, die Kontrastirung mit den übrigen

Personen im Bilde verstärken wollen; aber es kommt doch etwas gezwungen heraus.«

»Ihr habt Recht, Albrecht,« sagte Lucas, »ich sehe, Ihr seyd ein schlauer Kopf, der mir meine Münzen wieder zu geben weiß. Ich habe mich öfter darauf ertappt, daß ich ein Bild verdorben habe, wenn ich es habe besser machen wollen, als ich es auf Euren Platten gesehen hatte. Denn man verliert gar zu leicht den ersten Gedanken aus den Augen, der doch sehr oft der allerwahreste und beste ist; nun putzt man am Bilde herum, und über lang oder kurz wird es ein Ding, das einem mit ganz fremden Augen ansieht, und sich auf dem Papiere oder der Leinwand selber nicht zu finden weiß. Da seyd Ihr glücklicher und besser daran, daß Euch die Erfindung immer zu Gebothe steht; denn so ist es Euch fast unmöglich, in einen solchen Fehler zu fallen. — Wie macht Ihr es aber, Albrecht, daß Ihr so viele Gedanken, so viele Erfindungen in Eurem Kopfe habt?«

»Ihr irrt Euch an mir,« sagte Albrecht, »wenn Ihr mich für so erfindungsreich haltet. Nur wenige meiner Bilder sind aus dem bloßen Vorsatz entstanden, sondern es war immer eine zufällige Gelegenheit, die sie veranlaßte. Wenn ich irgend ein Gemählde loben höre, oder eine der heiligen Geschichten wieder erzählen höre, so regt's sich dann plötzlich in mir, daß ich ein ganz neues Gelüst empfinde, gerade das und nichts anderes darzustellen. Das ei-

gentliche Erfinden ist gewiß sehr selten, es ist eine eigene und wunderbare Gabe, etwas bis dahin Unerhörtes hervor zu bringen. Was uns erfunden scheint, ist gewöhnlich nur aus älteren, schon vorhandenen Dingen zusammen gesetzt, und dadurch wird es gewisser Maßen neu; ja der eigentliche erste Erfinder setzt seine Geschichte oder sein Gemählde doch auch nur zusammen, indem er theils seine Erfahrungen, theils was ihm dabey eingefallen, oder was er sich erinnert, gelesen, oder gehört hat, nur in Eins faßt.«

»Ihr habt sehr Recht,« sagte Lucas, etwas im eigentlichsten Verstande aus der Luft zu greifen, wäre gewiß das Seltsamste, das dem Menschen begegnen könnte. Es wäre eine ganz neue Art von Verrückung; denn selbst der Wahnsinnige erfindet seine Fieberträume nicht. Die Natur ist also die einzige Erfinderinn, sie leiht allen Künsten von ihrem großen Schatz; wir ahmen immer nur die Natur nach, unsere Begeisterung, unser Ersinnen, unser Trachten nach dem Neuen und Vortrefflichen, ist nur wie das Achtgeben eines Säuglings, der keine Bewegung seiner Mutter aus den Augen läßt. — Wißt Ihr aber wohl, Albrecht, welchen Schluß man aus dieser Bemerkung ziehen könnte? daß es also in den Sachen selbst, die der Poet oder Mahler, oder irgend ein Künstler darstellen wollte, durchaus nichts Unnatürliches geben könne; denn, indem ich

als Mensch auf den allertollsten Gedanken verfalle, ist er doch schon natürlich, und der Darstellung und Mittheilung fähig. Von dem Felde des wahrhaft Unnatürlichen sind wir durch eine hohe Mauer geschieden, über die kein Blick von uns dringen kann. Wo wir also in irgend einem Künstlerwerke Unnatürlichkeiten, Albernheit oder Unsinn wahr zu nehmen glauben, die unsere gesunde Vernunft und unser Gefühl empören, so müßte das immer nur daher rühren, daß die Sachen auf eine ungehörige und unvernünftige Art zusammen gesetzt wären, daß Theile darunter gemengt sind, die nicht hinein gehören, und die übrigen so verbunden, wie es nicht seyn sollte. So müßte also ein höherer Geist, als derjenige war, der es fehlerhaft gemacht hatte, aus allem Möglichen etwas Vortreffliches und Würdiges hervor bilden können.«

Dürer nickte mit dem Kopfe Beyfall, und wollte eben das Gespräch fortsetzen, als Lucas Frau ausrief: »Aber lieben Leute, höret endlich mit Euren gelehrten Gesprächen auf, von denen wir Weiber hier kein Wort verstehen. Wir sitzen hier so ernsthaft, wie in der Kirche, verspäret alle Eure Wissenschaften, bis das Mittagsessen vorüber ist.« — Sie schenkte hierauf einem jeden ein großes Glas Wein ein, und erkundigte sich bey Dürer, was er auf der Reise Neues gesehen und gehöret habe. Albrecht erzählte, und Franz Sternbald saß in tiefen Gedanken. In den letzten Worten des Lucas schien ihm

der Schlüssel, die Auflösung zu allen seinen Zweifeln zu liegen, nur konnte er den Gedanken nicht deutlich fassen; er hatte von seinem Lehrmeister noch nie eine ähnliche Aeußerung über die Kunst gehört, sie auch in keinem seiner Bücher angetroffen; es schien ihm sogar, als wenn Dürer auf diesen Gedanken nicht so viel gäbe, als er werth sey, daß er die Folgen nicht so bemerke, die alle in ihm lägen. Er konnte auf das jetzige Gespräch nicht acht geben, vorzüglich da die Niederländerinn anfing, sich nach allen Nürnbergischen Trachten der verschiedenen Stände zu erkundigen, und den Anzug der Dürer'schen Hausfrau vom Kopfe bis zu den Füßen musterte.

Plötzlich sprang Lucas mit seiner Behendigkeit vom Tische auf, fiel seiner Frau um den Hals, und rief aus: »Mein liebstes Kind, du mußt es mir jetzt doch schon vergönnen, daß ich mit Meister Albrecht wieder etwas über die Mahlerkunst anfange, denn mir ist da eine Frage eingefallen. Es wäre ja Sünde, wenn ich den Mann hier in meinem Hause hätte, und nicht alles vom Herzen los sprechen sollte.«

»Meinetwegen magst du es halten wie du willst,« antwortete sie; »aber was wird die Nürnbergische Frau dazu sagen?«

»Ich bin es schon gewohnt,« sagte Dürers Frau, »dergleichen sind bey Tische seine gewöhnlichen Gespräche. Mein Mann ist immer der letzte, der etwas von den Neuigkeiten der Stadt erfährt, und

wenn er mir zuweilen etwas erzählen soll, weiß er nichts, es müßte sich denn etwa mit Martin Luther etwas zugetragen haben.«

»Daß wir den Mann vergessen konnten!« rief Dürer aus, indem er sein volles Glas in die Höhe hob: »Er soll leben! noch lange soll der große Doctor Martin Luther leben! der Kirche und uns allen zum Heil und Frommen!«

Lucas stieß an, und lächelte. »Es ist zwar eine ketzerische Gesundheit,« sagte er, »aber Euch zu Gefallen will ich sie doch trinken. Ich fürchte nur, die Welt wird viele Trübsale zu überstehen haben, ehe die neue Lehre durchdringen kann.«

Albrecht antwortete: »Wann wir im Schweiße unseres Angesichtes unser Brot essen müssen, so verlohnt es ja wohl die Wahrheit, wenn wir Qual und Trübsal ihretwegen aushalten.

»Nun das sind alles Meinungen,« antwortete Lucas, die eigentlich vor den Theologen und Doctoren gehören, ich verstehe davon nichts. — Ich wollte vorher, Meister Albrecht, eine andere Frage an Euch thun. — Es hat mir immer sehr an Euren Bildern gefallen, daß Ihr manchmahl die neueren Trachten auch in alten Geschichten abcopirt, oder daß Ihr Euch ganze neue wunderliche Kleidungen ersinnt. Ich habe es ebenfalls nachgeahmt, weil es mir sehr artlich dünkte.

Albrecht antwortete: »Ich habe dergleichen im-

mer mit überlegtem Vorsatze gethan, weil mir dieser Weg kürzer und und besser schien, als die antikischen Trachten eines jeden Landes und eines jeden Zeitalters zu studieren. Ich will ja den, der meine Bilder ansieht, nicht mit längst vergessenen Kleidungsstücken bekannt machen, sondern er soll die dargestellte Geschichte empfinden; die Bekleidung ist gleichsam nur ein nothwendiges Uebel. Ich rücke also die biblische oder heidnische Geschichte manchmahl meinen Zuschauern dadurch recht dicht vor die Augen, daß ich die Figuren in den Gewändern auftreten lasse, in denen sie sich selber wahr nehmen. Dadurch verliert ein Gegenstand das Fremde, besonders da unsere Tracht, wenn man sie gehörig auswählt, auch mahlerisch ist. Und denken wir denn wohl an die alte Kleidungsart, wenn wir eine Geschichte lesen, die uns rührt und entzückt? Würden wir es nicht gerne sehen, wenn Christus unter uns wandelte, ganz wie wir selber sind? Man darf also die Menschen nur nicht an das sogenannte Costum erinnern, so vergessen sie es gerne. Die Darstellung der alten Gewänder wird überdieß in unsern Gemählden leicht todt und fremd; denn der Künstler mag sich gebehrden wie er will, die Tracht setzt ihn in Verlegenheit, er sieht Niemand so gehen, er ist nicht in der Uebung, diese Falten und Massen zu werfen, sein Auge kann nicht mitarbeiten, die Imagination muß alles thun, die sich dabey doch nicht sonderlich interessirt. Ein Modell, auf dem

man die Gewänder ausspannt, wird nimmermehr das thun, was dem Künstler die Wirklichkeit leistet. Außerdem scheint es mir gut, wie ich auch immer gesucht habe, die Tracht der Menschen physiognomisch zu brauchen, so, daß sie den Ausdruck und die Bedeutung der Figuren erhöhet. Daher mache ich oft aus meiner Einbildung Gewand und Kleidung, die vielleicht niemahls getragen sind. Ich muß gestehen, ich setze gern einem wilden, bösen Kerl eine Mütze von seltsamer Form auf's Haupt, und gebe ihm sonst im Aeußeren noch ein Abzeichen; denn unser höchster Zweck ist ja doch, daß die Figuren mit Hand und Fuß und dem ganzen Körper sprechen sollen.

»Ich bin darin völlig Eurer Meinung,« sagte Lucas, »Ihr werdet gefunden haben, daß ich diese Sitte auch von Euch angenommen habe; nur habt Ihr vielleicht mehr als ich darüber nachgedacht. Auch in manchen Sachen, die ich von Raphael Sanzius gesehen habe, habe ich etwas Aehnliches bemerkt.

»Wozu,« rief Albrecht aus, »die gelehrte Umständlichkeit, das genaue Studium jener alten vergessenen Tracht, die doch immer nur Nebensache bleiben kann und muß? Wahrlich, ich habe einen zu großen Respect vor der Mahlerey selbst, um auf derley Erkundigungen großen Fleiß und viel Zeit zu verwenden, vollends, da wir es doch nie recht accurat erreichen mögen.«

»Trinkt, trinkt,« sagte Lucas, indem er die lee-

ren Gläser wieder füllte, »und sagt mir dann, wie es kömmt, daß Ihr Euch mit so gar mancherley Dingen abgebet, von denen man glauben sollte, daß manche Eures hohen Sinnes unwürdig sind. Warum wendet Ihr so viele Mühseligkeiten, Geschichten fein und zierlich in Holz zu schneiden, und dergleichen?«

»Ich weiß es selbst nicht recht, wie's zugeht,« antwortete ihm Albrecht. »Seht, Freund Lucas! der Mensch ist ein wunderliches Wesen; wenn ich darüber zuweilen nachgedacht habe, so ist mir immer zu Sinne gewesen, als wenn der wunderbarliche Menschengeist aus dem Menschen heraus strebte, und sich auf tausend mannichfaltigen Wegen offenbaren wollte. Da sucht er nun herum, und trifft beym Dichter nur die Sprache, beym Spielmann eine Anzahl Instrumente mit ihren Saiten, und beym Künstler die fünf Finger und Farben an. Er probiert nun, wie es gelingt, wenn er mit diesen unbeholfenen Werkzeugen zu handthiren anfängt, und kein Mahl ist es ihm recht, und doch hat er immer wieder nichts Besseres. Mir hat der Himmel ein gelassenes Blut geschenkt, und darum werde ich niemahls ungeduldig. Ich fange immer wieder etwas Neues an, und kehre immer wieder zum Alten zurück. Wenn ich etwas Großes mahle, so befällt mich gewöhnlich nachher das Gelüst, etwas recht Kleines und Zierliches in Holz zu schnitzeln, und ich kann nachher Tage lang sitzen, um die kleine Arbeit aus

der Stelle zu fördern. Eben so geht es mir mit meinen Kupferstichen. Je mehr Mühe ich darauf verwende, je lieber sind sie mir. Dann suche ich wieder freyer und schneller zu arbeiten, und so wechsle ich in allerhand Manieren ab, und jede bleibt mir etwas Neues. Die Liebe zum Fleiß und Mühseligkeit scheint mir überdieß etwas zu seyn, was uns Deutschen angeboren ist; es ist gleichsam unser Element, in dem wir uns immer wohl befinden. Alle Kunstwerke, die Nürnberg aufzuweisen hat, tragen die Spuren an sich, daß sie der Meister mit sonderbarer Liebe zu Ende führte, daß er keinen Nebenzweig vernachlässigte, und gering schätzte; und ich mag dasselbe wohl von dem übrigen Deutschlande und auch von den Niederlanden sagen.

»Aber warum,« sagte Lucas, »habt Ihr nun Eurem Schüler Sternbald da nicht abgerathen nach Italien zu gehen, da er doch gewiß bey Euch seine Kunst so hoch bringen kann, als es ihm nur möglich ist.«

Franz war begierig, was Dürer antworten würde. Dieser sagte: »eben weil ich an dem zweifle, was Ihr da behauptet, Meister Lucas. Ich weiß wohl, daß ich in meiner Wissenschaft nicht der Letzte bin; aber es würde thöricht seyn, wenn ich dafür halten wollte, daß ich alles geleistet und entdeckt hätte, was man in der Kunst vollbringen kann. Glaubt Ihr nicht, daß es den künftigen Zeiten möglich seyn

wird, Sachen darzustellen, und Geschichten und Empfindungen auszudrücken, auf eine Art, von der wir jetzt nicht einmahl eine Vorstellung haben?

Lucas schüttelte zweifelhaft mit dem Kopfe.

»Ich bin sogar davon überzeugt,« fuhr Albrecht fort, »denn jeder Mensch leistet doch nur das, was er vermag; eben so ist es auch mit dem ganzen Zeitalter. Erinnert Euch nur dessen, was wir vorher über die Erfindung gesprochen haben. Dem alten Wohlgemuth würde das Ketzerey geschienen haben, was ich jetzt mahle, so würde Euer Lehrer Engelbrecht schwerlich wohl auf die Erfindungen und die Manieren verfallen seyn, die Euch so geläufig sind. Warum sollen unsere Schüler von uns nicht wieder übertreffen?«

»Was hätten wir aber dann mit unserer Arbeit gewonnen?« rief Lucas aus.

»Das sie ihre Zeit ausfüllt,« sagte Dürer gelassen, »und daß wir sie gemacht haben. Weiter wird es niemahls einer bringen. Jedes gute Bild steht da an seinem eigenen Platze, und kann eigentlich nicht entbehrt werden, wenn auch viele andere in andern Rücksichten besser sind, wenn sie auch Sachen ausdrücken, die man auf jenem Bilde nicht antrifft. Ich habe mich immer darin gefunden, daß vielleicht mancher zukünftige Mahler von meinen Gemählden verächtlich sprechen mag, daß man meinen Fleiß, und wohl auch mein Gutes daran ver-

kennt. Viele machen es schon jetzt mit den Meistern nicht besser, die vor uns gewesen sind, sie sprechen von ihren Fehlern, die jedem in die Augen fallen, und sehen ihr Gutes nicht, ja es ist ihnen unmöglich, das Gute daran zu sehen. Aber auch dieses Schlimme rührt bloß vom besseren Zustande unserer Kunst her, und darum müssen wir uns darüber nicht erzürnen. Und also sehe ich es im Gegentheile gern, daß mein lieber Franz Sternbald Italien besucht, und alle seine denkwürdigen Kunstsachen recht genau betrachtet, eben weil ich viel Anlage zur Mahlerey bey ihm bemerkt habe. Aus wem ein guter Mahler werden soll, der wird es gewiß, er mag in Deutschland bleiben oder nicht. Aber ich glaube, daß es Kunstgeister gibt, denen der Anblick des Mannichfaltigen ungemein zu Statten kömmt, in denen immer neue Bildungen entstehen, wenn sie das Neue sehen, die eben vielleicht dadurch ganz andere Wege auffinden, die wir noch nicht betreten haben, und ich glaube fast, daß Sternbald zu diesen gehört. Laßt ihn also immer reisen, denn so viel älter ich bin, wirkt doch jede Veränderung, jede Neuheit noch immer auf mich. Glaubt nur, das ich selbst auf dieser Reise zu Euch noch viel für meine Kunst gelernt habe. Wenn Franz auch eine Zeit lang in Verwirrung lebt, und durch sein Lernen in der eigentlichen Arbeit gestöret wird, und ich glaube wohl, daß sein sanftes Gemüth dem ausgesetzt ist; so wird er doch gewiß dergleichen

überleben, und nachher aus diesem Zeitpuncte einen desto größeren Nutzen ziehen. — Ich bin über das Dorf gereiset, mein lieber Franz, in dem du dich aufgehalten hast, und ich muß dir sagen, daß ich eine rechte Freude empfunden habe. Du hast in der Kirche dort ein Blatt aufgestellt, wozu ich dir wirklich nicht die Kräfte zugetrauet hatte, und mich dünkt, es beweiset eben, daß du einen neuen Weg einschlagen wirst. Ich kann Euch, Meister Lucas, das Gemählde unmöglich beschreiben; es ist die Verkündigung des Heilandes, die den Hirten auf dem Felde geschieht. Franz hat darin zwey wunderbare Erleuchtungen angebracht, die das Bild sehr rührend machen, und worauf ich noch niemahls gefallen bin. Alles ist zierlich und lieblich, und verdrängt doch die Sache nicht, die dargestellt werden sollte. Ich habe mich an dem Bilde recht ergetzt, und ich kann sagen, daß ich in der That etwas davon gelernt habe. Nur war der Hirt, welcher der untergegangenen Sonne nachsieht, falsch gezeichnet, er ist zu klein gegen die Figuren, die hinter ihm sind. Aber das Bild erweckt heilige und andächtige Empfindungen, und ich habe mich recht glücklich geschätzt, daß Franz mein Schüler ist.«

So große Worte waren über den armen Franz noch niemahls ausgesprochen, und es schien ihm auch, als wenn er sie gar nicht verdiente, darum wurde er schamroth; aber innerlich war er so erfreut,

so überglücklich, daß sich gleichsam alle geistigen Kräfte in ihm auf ein Mahl bewegten, und nach Thätigkeit riefen. Er empfand die Fülle in seinem Busen, und ward von den mannichfaltigen Gedanken übermeistert.

Lucas, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte, brach eine neue Weinflasche an, und ging selber mit lustigen Gebehrden um den Tisch herum, um Allen einzuschenken. Fröhlich rief er aus: »laßt uns munter seyn, so lange dieses irdische Leben dauert, wir wissen ja so nicht, wie lange es währet!«

Albrecht trank, und lachte. »Ihr habt ein leichtes Gemüth, Meister,« sagte er scherzend, »Euch wird der Gram niemahls etwas anhaben können.«

»Wahrlich nicht!« sagte Lucas, »so lange ich meine Gesundheit und mein Leben fühle, will guter Dinge seyn, mag es hernach werden, wie es will. Mein Weib, Essen und Trinken, und meine Arbeit, sehet, das sind die Dinge, die mich beständig vergnügen werden, und nach etwas Höherem strebe ich gar nicht.«

»Doch,« sagte Meister Albrecht ernsthaft, »die geläuterte wahre Religion, der Glaube an Gott und Seligkeit.«

»Davon spreche ich bey Tische niemahls,« sagte Lucas. — »Aber so seyd Ihr ein größerer Ketzer als ich.« — Mag seyn,« rief Lucas, »aber laßt die Dinge fahren, von denen wir ohnehin so wenig wissen

können. Oft mag ich gern arbeiten, wenn ich so recht fröhlich gewesen bin. Wenn der Wein noch in den Adern und im Kopfe lebendig ist, so gelingt der Hand oft ein kühner Zug, eine wilde Gebehrde weit besser, als in der nüchternen Ueberlegung. Ihr erlaubt mir wohl, daß ich nach Tische eine kleine Zeichnung entwerfe, die ich schon seit lange habe ausarbeiten wollen; nähmlich den Saul, wie er seinen Spieß nach David wirft. Mich dünkt, ich sehe den wilden Menschen jetzt ganz deutlich vor mir, den erschrockenen und doch muthigen David, die Umstehenden und alles.«

»Wenn Ihr wollet,« sagte Dürer, »so möget Ihr jetzt gleich an die Arbeit gehen, da Ihr den kühnen Entschluß einmahl gefaßt habt. Mir vergönnet im Gegentheile einen kleinen Schlaf, denn ich bin noch müde von der Reise.«

Jetzt ward der Tisch aufgehoben. Lucas führte den Albrecht zu einem Ruhebette; die beyden Frauen gingen in ein anderes Zimmer, um sich nun in Ruhe allerhand zu erzählen, er selbst begab sich nach seiner Werkstätte. Franz eilte mit Sebastians Briefe hinunter in einen kleinen Garten, der dem Meister Lucas zugehörte.

Alle Gesträuche und Gewächse standen hier in der schönsten Ordnung; einige hatte der Herbst schon entblättert, andere waren noch frisch grün, als wären sie eben aufgebrochen. Die Gänge waren sehr

reinlich gehalten, die späten Herbstblumen standen im schönsten Flore. Franzens Gemüth war völlig erheitert, er fühlte eine holdselige Gegenwart um sich scherzen, und die Zukunft sah ihn mit freundlichen Gebehrden an. Er öffnete den Brief und las:

Trauter Bruder!

»Wie weh thut es mir, daß ich unsern Dürer nicht habe begleiten können, um dich in den Niederlanden vielleicht noch anzutreffen. Meine Krankheit ist nicht gefährlich, aber doch hält sie mich von dieser Reise ab. Meine Sehnsucht nach dir wird auf meinem einsamen Lager in jeder Stunde lebendiger; ich weiß nicht, ob du an mich mit denselben Empfindungen denkst. Wann die Blumen des Frühlings wieder kommen, bist du noch weiter von mir entfernt, und dabey weiß ich auch nicht einmahl zuverlässig, ob ich dich auch wieder sehe. Wie mühevoll und wie leer ist unser menschliches Leben! ich lese jetzt deine Briefe zu wiederhohlten Mahlen, und mich dünkt, als wenn ich sie nun besser verstände; wenigstens bin ich jetzt noch mehr deiner Meinung. Ich kann nicht mahlen, und darum lese ich auch wohl jetzt in Büchern fleißiger als ich sonst that, und ich lerne manches Neue, und Manches, das ich schon wußte, erscheint mir wieder neu. Uebel ist es, daß es dem Menschen oft so schwer ankömmt, selbst das

Einfältigste recht ordentlich zu verstehen, wie es gemeint seyn muß; denn seine jedesmahlige Lebensart, seine augenblicklichen Gedanken hindern ihn daran; wo er diese nicht wieder findet, da dünkt ihm nichts recht zu seyn. Ich mögte dich jetzt mündlich sprechen, um recht viel von dir zu hören, um dir recht viel zu sagen; Denn je länger du fort bist, je mehr empfinde ich deine Abwesenheit, und daß ich mit niemand, selbst mit Dürer nicht das reden kann, was ich mit dir gern sprechen möchte.«

»Die Helden des römischen Alterthums wandeln jetzt mit ihrer Größe durch mein Gemüth; so wie ich genese, will ich den Versuch anstellen, aus ihren Geschichten etwas zu mahlen. Ich kann es dir nicht beschreiben, wie sich seit einiger Zeit das Heldenalter so lebendig vor mir regt; bis dahin sah ich die Geschichte als eine Sache an, die nur unsre Neugier angehe, aber es hat sich mir darin eine ganz andere Welt entwickelt. Vorzüglich gern möchte ich aus Cäsars Geschichte etwas bilden, man nennt diesen Mann so oft, und nie mit der Ehrfurcht, die er verdient. Wenn er auf dem Nachen ausruft: Du trägst den Cäsar und dein Glück! oder sinnend am Rubikon steht, und nun noch ein Mahl kurz sein Vorhaben erwägt, wenn er dann fort schreitet, und die bedeutenden Worte sagt: der Würfel ist geworfen! dann bewegt sich mein ganzes Herz vor Entzücken, alle meine Gedanken versammeln sich um den einen

Mann, und ich möchte ihn auf alle Weise verherrlichen. Am liebsten sehe ich ihn vor mir, wenn er durch die kleine Stadt in den Alpen zieht, sein Gesellschafter ihn fragt: ob denn hier auch wohl Neid und Verfolgung und Plane zu Hause wären, und er mit seiner höchsten Größe die tiefsinnigen Worte sagt: Glaube mir, ich möchte lieber hier der Erste, als in Rom der Zweyte seyn.«

»Dieß ist nicht bloßer Ehrgeiz, oder wenn man es so nennen will, so ist es das Erhabenste, wozu sich der Mensch empor schwingen kann. Denn freylich war Rom, das damahls die ganze Welt beherrschte, im Grunde etwas anderes, als jene kleine unbedeutende Stadt. Der höchste Ruhm, die größte Verehrung des Helden, auch wenn ihm der ganze Erdkreis huldigt, was ist es denn nun mehr? Wird er niemahls wieder vergessen? ist vor ihm nicht etwas Aehnliches da gewesen? Es liegt eine große Seele in Cäsars Worten, die hier so kühn das anscheinend Höchste mit dem scheinbar Niedrigsten zusammen stellt. Es ist ein solcher Ehrgeiz, der diesen Ehrgeiz wieder als etwas Gemeines und Verächtliches empfindet, der sein großes Leben, das er führt, nicht höher anschlägt, als jenes des unbedeutendsten Bürgers, der das ganze Leben gleichsam nur so mitmacht, weil es seine hergebrachte Gewohnheit ist, und der es nun in der Fülle seiner Herrlichkeit, gleichsam als Zugabe, als einen angeworfenen Zierath, sei-

nen Ruhm, seine glorwürdigen Thaten, sein erhabenes Streben hinein legt. Wo die Wünsche der übrigen Menschen über ihre eigene Kühnheit erstaunen, da sieht er noch Alltäglichkeit und Beschränktheit; wo Andere sich vor Wonne und Entzücken nicht mehr fassen, ist er kaltblütig, und nimmt mit zurückhaltender Verachtung an, was sich ihm aufdrängt.«

»Mir fallen diese Gedanken bey, weil Viele jetzt von den wahrhaft großen Männern mit engherziger Kleinmüthigkeit sprechen, weil sich diese es einkommen lassen, Riesen und Kolosse auf einer Goldwage abzuwägen. Eben diese können es auch nicht begreifen, warum ein Sylla in seinem höchsten Glanze das Regiment plötzlich niederlegt, und wieder Privat-Mann wird, und so stirbt. Sie können es sich nicht vorstellen, daß der menschliche Geist, der hohe nähmlich, sich endlich an alle Freuden dieser Welt ersättige, und nichts mehr suche, nichts mehr wünsche. Ihnen genügt schon das bloße Daseyn, und jeder Wunsch zerspaltet sich in tausend kleine; sie würden ohne Stolz in schlechter Eitelkeit Jahrhunderte durchleben, und immer weiter träumen, und keinen Lebenslauf hinter sich lassen.«

»Jetzt ist es mir sehr deutlich, warum Cato und Brutus gerne starben; ihr Geist hatte den Glanz verlöschen sehen, der sie an dieses Leben fesselte. — Ich lese viel, wie du mich sonst oft dazu ermahntest, in der heiligen Schrift, und je mehr ich darin lese,

je theurer wird mir alles darin. Unbeschreiblich hat mich der Prediger Salomo erquickt, der alle diese Gedanken meiner Seele so einfältig und so erhaben ausdrückt; der die Eitelkeit des ganzen menschlichen Treibens durchschaut hat; der alles erlebt hat, und in Allem das Vergängliche, das Nichtige entdeckt, daß nichts unserm Herzen genüget, und daß alles Streben nach Ruhm, nach Größe und Weisheit, Eitelkeit sey; der immer wieder damit schließt: Darum sage ich, daß nichts besser sey, denn daß ein Mensch fröhlich sey in seiner Arbeit, denn das ist sein Theil.«

»Was hat der Mensch von aller seiner Mühe, die er hat unter der Sonne? Ein Geschlecht vergeht, das andere kömmt; die Erde aber bleibt ewiglich. Die Sonne gehet auf und unter, und läuft an ihren Ort, daß sie daselbst wieder aufgehe. Der Wind gehet gegen Mittag, und kömmt herum zu Mitternacht, und wieder herum an den Ort, da er anfing. Alle Wasser laufen in's Meer, noch wird das Meer nicht völler, an den Ort, wo sie herfließen, fließen sie auch wieder hin. Es ist alles Thun so voll Mühe, daß niemand ausreden kann. Das Auge siehet sich nimmer satt, und das Ohr höret sich nimmer satt. Was ist's, das geschehen ist? Eben das, so hernach geschehen wird. Was ist's, das man gethan hat, eben das man hernach wieder thun wird, und geschieht nichts Neues unter der Sonne.« —

»Und nachher sagt er: Ist's nun nicht besser dem Menschen, essen und trinken, und seiner Seele guter Dinge seyn in seiner Arbeit?«

»Wie es dem Guten gehet, so geht's auch dem Sünder. Das ist ein böses Ding, unter Allem, das unter der Sonne geschicht, daß es einem geht wie dem andern, daher auch das Herz des Menschen voll Arges wird, und Thorheit in ihrem Herzen, dieweil sie leben, darnach müssen sie sterben. — Denn die Lebendigen wissen, daß sie sterben werden, aber die Todten wissen nichts, sie verdienen auch nichts mehr; denn ihr Gedächtniß ist vergessen, daß man sie nicht mehr liebet, noch hasset, noch neidet, und haben kein Theil mehr auf der Welt, in Allem, was unter der Sonne geschiehet. So gehe hin, und iß dein Brot mit Freuden, trink deinen Wein mit guten Muth, denn dein Werk gefällt Gott. Laß deine Kleider immer weiß seyn, und deinem Haupte Salbe nicht mangeln. Brauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb hast, so lange du das eitle Leben hast, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat, so lange dein eitles Leben währet, denn das ist dein Theil im Leben, und in deiner Arbeit, die du thust unter der Sonne. Alles, was dir vorhanden kommt, zu thun, das thue frisch, denn in dem Tode, da du hin fährst, ist weder Werk, Kunst, Vernunft, noch Weisheit.« —

»Liebster Franz, ich habe viel daraus gelernt,

höher bringt es der Mensch gewiß niemahls, dieß ist die Weisheit.«

»Ich habe einen Nürnberger, Hans Sachs kennen gelernt, einen wackern Mann und schönen Dichter, er hat sich auf die Kunst der Meistersänger gelegt, und es weit darin gebracht, dabey ist er ein großer Freund der Reformation, er hat viel herrliche Gedichte darüber abgefaßt. Er ist Bürger und Schuhmacher allhier.«

»Lebe wohl und gib mir bald Nachrichten von dir; deine Briefe können mir niemahls zu weitläuftig seyn. —

Sebastian.

Dieser Brief setzte Franzen in ein tiefes Nachsinnen, er wollte seinem Gemüthe nicht recht eindringen, und er fühlte fast etwas Fremdartiges in der Schreibart, das sich seinem Geiste widersetzte. Es quälte ihn, daß alles Neue mit einem zu gewaltsamen Eindrucke auf seine Seele fiel, und ihr dadurch die freye Bewegung raubte. So lag ihm wieder die Gesinnung und das Betragen des Meister Lucas in den Gedanken, Manches im Sebastians Briefe schien ihm damit überein zu stimmen, und in solchen Augenblicken des Gefühls kam er sich oft in der Welt ganz einsam vor.

Wunderlich seltsam ist das Leben der Jugend, die sich selbst nicht kennt. Sie verlangt, daß die

ganze übrige Welt, wie ein einziges Instrument, mit ihren Empfindungen eines jeden Tages zusammen stimmen soll, sie mißt sich mit der fremdartigsten Natur, und ist nur zu oft unzufrieden, weil sie allenthalben Disharmonie zu hören glaubt. Sich selbst genug, sucht sie doch außenwärts einen freundlichen Wiederhall, der antworten soll, und ängstigt sich, wenn er ausbleibt.

Er ging nach einiger Zeit in das Haus zurück. Dürer war schon wieder munter, und beyde suchten den Meister Lucas in seiner Mahlerstube auf. Er saß bey seiner Zeichnung, und war schon ziemlich weit damit gekommen. Franz verwunderte sich sehr über den kunstreichen Mann, der in so kurzer Zeit so viel hatte arbeiten können, die Zeichnung war beynahe fertig, und mit großem Feuer entworfen. Dürer betrachtete sie, und sagte: »Ihr scheint Recht zu haben, Meister Lucas, daß sich nach einem guten Trunke besser arbeiten läßt, ob ich es gleich noch nie versucht habe; denn mir steigt der Wein in den Kopf, und verdunkelt mir die Gedanken.«

»Man muß sich nur nicht stören lassen,« sagte Lucas, »wenn einem auch anfangs etwas wunderlich dabey wird, sondern dreist fortfahren, so findet man sich bald in die Arbeit hinein, und alsdann geräth sie gewißlich besser.«

Die drey Künstler blieben mit den Frauen auch am Abend zusammen, und sie setzten ihre Gespräche

fort. Franz war gedrückt von dem Gedanken, daß er morgen abreise; ob er gleich seinen Dürer ganz unvermutheter Weise gefunden hatte, so sollte er ihn doch jetzt eben so plötzlich zum zweyten Mahle verlassen; er sprach wenig mit, auch aus dem Grunde, weil er zu bescheiden war.

Es war spät, der Mond war eben aufgegangen, als man sich trennte. Franz nahm von Lucas Abschied, dann begleitet er seinen Lehrer mit seiner Hausfrau nach ihrer Herberge. Hier sagte er auch der Frau Lebewohl. Dürer ging wieder mit ihm zurück, sie durchstrichen einige Straßen, und kamen dann auf einen Spaziergang der Stadt.

Der Mond schien schräge durch die Bäume, die beynahe schon ganz entblättert waren; sie standen still, und Franz fiel seinem Meister mit Thränen an die Brust. »Was ist dir?« sagte Dürer, indem er ihn in seine Arme schloß. »O liebster, liebster Albrecht,« schluchzte Franz, »ich kann mich nicht darüber zufrieden geben, ich kann es nicht aussprechen, wie sehr ich Euch verehre und liebe. Ich habe es mir immer gewünscht, Euch noch ein Mahl zu sehen, um es Euch zu sagen, aber nun habe ich doch keine Gewalt dazu. O liebster Meister, glaubt es mir nur auf mein Wort, glaubt es meinen Thränen.«

Franz war indem zurück getreten, und Dürer gab ihm die Hand, und sagte: »ich glaube es dir.«

»Ach!« rief Franz aus, »was seyd Ihr doch für ein ganz anderer Mann, als die übrigen Menschen! das fühle ich immer mehr, ich werde keinen Eures Gleichen wieder antreffen. An Euch hängt mein ganzes Herz, und wie ich Euch vertraue, werde ich keinem wieder vertrauen.«

Dürer lehnte sich nachdenkend an den Stamm eines Baumes, sein Gesicht war ganz beschattet. »Franz,« sagte er langsam, »du machst, daß mir deine Abwesenheit immer trauriger seyn wird, denn auch ich werde niemahls einen solchen Schüler, einen solchen Freund wieder antreffen. Denn du bist mein Freund; der einzige, der mich aus recht voller Seele liebt, der einzige, den ich ganz so wieder lieben kann.«

»Sagt das nicht, Albrecht,« sagte Franz, »ich vergehe vor Euch.«

Dürer fuhr fort: »Es ist nur die Wahrheit, mein Sohn, denn als solchen liebe ich dich. Meinst du, deine getreue Anhänglichkeit von deiner Kindheit auf habe mein Herz nicht gerührt? O du weißt nicht wie mir an jenem Abende in Nürnberg war, und wie mir jetzt wieder ist: wie ich damahls den Abschied von dir abkürzte, und es jetzt gern wieder thäte; aber ich kann nicht.«

Er umarmte ihn freywillig, und Franz fühlte, daß sein theurer Lehrer weinte. Sein Herz wollte brechen. »Die übrigen Menschen,« sagte Dürer,

»lieben mich nicht, wie du; es ist zu viel Irdisches in ihren Gedanken. Ich stelle mich oft wohl äußerlich hart, und thue wie die übrigen; aber mein Herz weiß nichts davon. Pirkheimer ist ein Patrizier, ein reicher Mann, er ist brav, aber er schätzt mich nur der Kunst wegen, und weil ich fleißig und aufgeräumt bin. Mein Weib kennt mich wenig, und weil ich ihr im Stillen nachgebe, so meint sie, sie mache mir alles recht. Sebastian ist gut, aber sein Herz ist dem meinigen nicht so verwandt als das deine. Von den übrigen laß mich gar schweigen. Ja wahrlich, du bist mir der Einzige auf der Erde.«

Franz sagte begeistert: »O was könnte mir für ein größeres Glück begegnen, als daß Ihr die Liebe erkennet, die ich so inniglich zu Euch trage.«

»Sey immer wacker,« sagte Dürer, »und laß dein frommes Herz allerwege so bleiben, als es jetzt ist. Komm dann nach Deutschland und Nürnberg zurück, wenn es dir gut däucht; ich wüßte mir keine größere Freude, als künftig immer mit dir zu leben.«

»Ich bin eine verlassene Waise, ohne Aeltern, ohne Angehörigen,« sagte Franz, »Ihr seyd mir alles.«

»Ich wünsche,« sagte Albrecht, »daß du mich wieder findest, aber ich glaube es nicht; es ist etwas in meiner Seele, was mir sagt, daß ich es nicht

lange mehr treiben werde. Ich bin in manchen Stunden so ernsthaft und so betrübt, daß ich zu sterben wünsche, wenn ich auch nachher oft wieder scherze und lustig scheine. Ich weiß auch recht gut, daß ich zu fleißig bin, und mir dadurch Schaden thue, daß ich die Kraft der Seele abstumpfe, und es gewiß büßen muß; aber es ist nicht zu ändern. Ich brauche dir, liebster Franz, wohl die Ursache nicht zu sagen. Meine Frau ist gut, aber sie ist zu weltlich gesinnt, sie quält sich ewig mit Sorgen für die Zukunft, und mich mit; sie glaubt, daß ich niemahls genug arbeiten kann, um nur Geld zu sammeln, und ich arbeite um in Ruhe zu seyn, oft mit unlustiger Seele; aber die Lust stellt sich während der Arbeit ein. Meine Frau empfindet nicht die Wahrheit der himmlischen Worte, die Christus ausgesprochen hat: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr denn die Speise? Und der Leib mehr, denn die Kleidung? So denn Gott das Gras auf dem Felde kleidet, das doch heute stehet, und morgen in den Ofen geworfen wird, sollt er das nicht vielmehr Euch thun? O ihr Kleingläubigen! Darum sollt ihr nicht sorgen, und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? — Nun lebe wohl, mein liebster Freund; ich will zurück,

und du sollst mich nicht begleiten, denn an einer Stelle müssen wir uns ja doch trennen.«

Franz hielt noch immer seine Hand. »Ich sollte Euch nicht wieder sehen?« sagte er, »warum sollte ich dann wohl nach Deutschland zurück kommen? Nein, Ihr müßt leben, noch lange, lange, Euch, mir und dem Vaterlande!«

»Wie wir uns trennen müssen,« sagte Dürer, »so muß ich doch irgend einmahl sterben, es sey, wenn es sey. Je früher, je weniger Lebensmühe; je später, je mehr Sorgen. Aber komm bald zurück, wenn du kannst.«

Er segnete hierauf seinen jungen Freund, und bethete inbrünstig zum Himmel. Franz sprach in Gedanken seine Worte nach, und war in einer frommen Entzückung; dann umarmten sich beyde, und Dürer ging wie ein großer Schatten von ihm weg. Franz sah ihm nach, und der Mondschimmer und die Bäume dämmerten ungewiß um ihn. Plötzlich stand der Schatten still, und bewegte sich wieder rückwärts. Dürer stand neben Franz, nahm seine Hand, und sagte: »Und wenn du mir künftig schreibst, so nenne mich in deinen Briefen Du, und Deinen Freund, denn du bist mein Schüler nicht mehr. — Mit diesen Worten ging er nun wirklich fort, und Franz verlor ihn gänzlich aus den Augen. Die Nacht war kalt, die Wächter

der Stadt zogen vorüber, und sangen, die Glocken schlugen feyerlich. Franz irrte noch eine Zeit lang umher, dann begab er sich nach seiner Herberge, aber er konnte nicht schlafen.

Drittes Capitel.

Der Morgen kam. Franz hatte eine Gesellschaft gefunden, die auf dem Canale mit einem Schiffe nach Rotterdam fahren wollte, dort wollten sie ein größeres nehmen, um vollends nach Antwerpen zu kommen.

Es war helles Wetter, als sie in das Boot stiegen; die Gesellschaft schien bey guter Laune. Franz betrachtete sie nach der Reihe, und keiner darunter fiel ihm besonders auf, außer ein junger Mensch, der einige zwanzig Jahre alt zu seyn schien, und ungemein schön im Gesichte und in seinen Gebehrden war. Franz fühlte sich immer mehr zu den jüngern, als zu den ältern Leuten hin gezogen; er sprach mit den letztern ungern, weil er nur selten in ihre Empfindungen einstimmen konnte. Bey alten Leuten empfand er seine Beschränkung noch quälender, und er merkte es immer, daß er ihnen zu lebhaft, zu jugendlich war, daß er sich gemeiniglich an Dingen

entzückte, die jenen immer fremd geblieben, und daß sie doch zuweilen mit einem gewissen Mitleiden, mit einer tyrannisirenden Duldung auf ihn hinab blickten als wenn er endlich allen diesen Gefühlen und Stürmen vorüber schiffen müßte, um ihn ihr ruhiges kaltes Land festen Fuß zu fassen. Vollends demüthigte es ihn oft, wenn sie dieselben Gegenstände liebten, die er verehrte; Lob und Tadel, Anpreisung und Nachsicht aber mit so scheinbarer Gerechtigkeit austheilen, daß von ihrer Liebe fast gar nichts übrig blieb. Er dagegen war gewohnt aus vollem Herzen zu zahlen, seine Liebe nicht zu messen und einzuschränken, sondern es zu dulden, daß sie sich in vollen Strömen durch das gelobte Land der Kunst, sein Land der Verheißung, ergoß; je mehr er liebte, je wohler ward ihm. — Er konnte sein Auge von dem Jünglinge gar nicht zurück ziehen, die lustigen hellen braunen Augen, und das gelockte Haar, eine fremdartige Tracht machten ihn zum Gegenstande von Franzens Neugier.

Das Schiff fuhr fort, und man sah links weit in das ebene Land hinein. Die Gesellschaft schien nachdenkend, oder vielleicht müde, weil sie alle früh aufgestanden waren; nur der Jüngling schaute unbefangen mit seinen großen Augen umher. Ein ältlicher Mann zog ein Buch hervor, und fing an zu lesen; doch es währte nicht lange, so schlummerte er. Die übrigen schienen ein Gespräch zu wünschen.

»Der Herr Vansen schläft,« sagte der eine zu einem Nachbar, »das Lesen ist ihm nicht bekommen.«

»Er schläft nicht so, Nachbar, daß er Euch nicht hören sollte,« sagte Vansen, indem er sich ermunterte. »Ihr solltet nur etwas erzählen, oder ein lustiges Lied singen.«

»Ich bin heiser,« sagte jener, »Ihr wißt es selber; auch hab' ich eigentlich seit Jahr und Tag das Singen schon aufgegeben.«

Der fremde Jüngling sagte: »Ich will mich wohl erbiethen, ein Lied zu singen, wenn ich nur wüßte, daß die Herren es mit der Poesie nicht so gar genau nehmen wollten.«

Sie versicherten ihn alle, daß es nicht geschehen würde, und jener fuhr fort. »Es ist auch nur, daß man sich das Bißchen Freude verbittert; alle Lieder, die ich gern singe, müssen sich hübsch gerade zu und ohne Umschweife ausdrücken, auf eine andere Art gefallen sie mir nicht. Ich will also mit Eurer Erlaubniß anfangen.«

Ueber Reisen, kein Vergnügen,
　Wenn Gesundheit mit uns geht,
Hinter uns die Städte liegen,
　Berg und Waldung vor mir steht.
Jenseit, jenseit ist der Himmel heiter,
Treibt mich rege Sehnsucht weiter.

Schau dich um, und laß die trüben Blicke.
　Sieh, da liegt die große, weite Welt,

In der Stadt blieb alles Gaun zurücke,
Das den Sinn gefangen hält.
Endlich wieder Himmel, grüne Flur,
Groß und lieblich die Natur.

Auch ein Mädchen muß dich nimmer quälen,
Kömmst ja doch zu Menschen wieder hin.
Nirgend wird es dir an Liebe fehlen,
Ist dir Lieben ein Gewinn!
Darum laß die trieben Blicke,
Allenthalben blüht dein Glücke.

Immer munter, Freunde, munter,
Denn mein Mädchen wartet schon,
Treibt den Fluß nur rasch hinunter,
Denn mich dünkt, mich lockt ihr Ton.
Günstig sind uns alle Winde,
Stürme schweigen, Lüfte säuseln linde.

Siehst du die Sonne nicht
Glänzen im Bach?
Wo du bist, spielt das Licht
Freundlich dir nach.

Durch den Wald Funkelschein
Sieht in den Quell;
Guckt in die Fluth hinein,
Macht tausend Ströme hell.

So auch der Liebe Licht
Wandelt mit dir;
Löschet wohl nimmer nicht,
Ist dorten bald, bald hier

Liebst du die Morgenpracht,
Wenn nach der schwarzen Nacht
Auf diamandner Bahn,
Die Sonne ihren Weg begann?

Wenn alle Vögeln jubeln laut,
Begrüßen fröhlich des Tages Braut;
Wenn Wolken sich zu Füßen schmiegen,
In Brand und goldnem Feuer fliegen?

Auch wenn die Sonne nun den Wagen lenkt,
Und hinter ihr das Morgenroth erbleicht,
O Freund, wie eilig Tag und Mittag weicht,
Das sich zum Meer die Göttinn senkt!

Und dann funkeln neue Schimmer
Ueber See und über Land,
Erd' und Himmel in dem Flimmer
Sich zu einem Glanz verband.

Prächtig mit Rubinen und Sapphiren,
Siehst du dann den Abendhimmel prangen,
Goldenes Geschmeide um ihn hangen,
Edelsteine Hals und Nacken zieren,
Und in holder Gluth die schönen Wangen.
Drängt sich nicht mit leisem Licht der Chor
Aller Sterne, ihn zu sehen, vor?
Jubeln nicht die Lerchen ihre Lieder,
Tönt nicht Fels und Meer Gesänge wieder? —

Also, wenn die erste Liebe dir entschwunden,
Mußt du weibisch nicht verzagen,
Sondern dreist dein Glücke wagen,
Bald hast du die zweyte aufgefunden;

Und kannst du im Rausche dann noch klagen:
Nie empfand ich, was ich vor empfunden?

Nie vergißt der Frühling wieder zu kommen,
Wenn Störche ziehen, wenn Schwalben auf der Wiese
sind.
Kaum ist dem Winter die Herrschaft genommen,
So erwacht und lächelt das goldene Kind.

Dann sucht er sein Spielzeug wieder zusammen,
Das der alte Winter zusammen gestört,
Er putzt den Wald mit grünen Flammen,
Der Nachtigall er die Lieder lehrt.

Er rührt den Obstbaum mit röthlicher Hand,
Er klettert hinauf die Aprikosenwand,
Wie Schnee die Blüthe sich unter die Blätter dringt,
Er schüttelt froh das Köpfchen, daß ihm die Arbeit gelingt.

Dann geht er, und schläft im wald'gen Grund,
Und haucht den Athem aus, den süßen,
Um seinen zarten rothen Mund
Im Grase Viol' und Erdbeer sprießen:

Wie röthlich und bläulich lacht
Das Thal, wenn er erwacht,
In dem verschloss'nen Garten
Steigt er über's Gitter in Eil,
Mag auf den Schlüssel nicht warten,
Ihm ist keine Wand zu steil.

Er räumt den Schnee aus dem Wege,
Er schneidet das Buxbaumgehege,
Und feyert auch am Abend nicht,
Er schaufelt und arbeitet im Mondenlicht.

Dann ruft er: wo säumen die Spielkameraden,
Daß sie so lange in der Erde bleiben?
Ich habe sie alle eingeladen,
Mit ihnen die fröhliche Zeit zu vertreiben.

Die Lilie kömmt, und reicht ihm die weissen Finger,
Die Tulpe steht mit dickem Kopfputz da,
Die Rose tritt bescheiden nah,
Aurikelchen und alle Blumen, vornehm und geringer.

Der bunte Teppich ist nun gestickt,
Die Liebe tritt aus Jasminlauben hervor,
Da danken die Menschen, da jauchzet der Vögel ganzes Chor;
Denn alle fühlen sich beglückt.

Dann küßt der Frühling die zarten Blumenwangen,
Und scheidet, und sagt: ich muß nun geh'n.
Da sterben sie alle an süßem Verlangen,
Daß sie mit welken Häuptern steh'n.

Der Frühling spricht: vollendet ist mein Thun,
Ich habe schon die Schwalben her bestellt,
Sie tragen mich in eine andre Welt,
Ich will in Indiens duftenden Gefilden ruh'n.

Ich bin zu klein, das Obst zu pflücken,
Den Stock der schweren Traube zu entkleiden,
Mit der Sense das gold'ne Korn zu schneiden,
Dazu will ich den Herbst euch schicken.

Ich liebe das Spielen, bin nur ein Kind,
Und nicht zur ernsten Arbeit gesinnt;
Doch, wenn ihr des Winters überdrüßig seyd,
Dann komm' ich zurück zu Eurer Freud.

Die Blumen, die Vögel nehm' ich mit mir,
Wenn ihr erntet und keltert, was sollen sie hier.
Ade, ade, die Liebe ist da,
Drum ist euch der Frühling ewiglich nah.

»Ihr habt das Lied sehr schön gesungen,« sagte Bansen, »aber es ist wahr, daß man es mit dem Texte nicht so genau nehmen muß, denn das Letzte hängt gar nicht mit dem Ersten zusammen.«

»Ihr habt sehr Recht,« sagte der Fremde; »indessen Ihr kennt das Sprichwort: Ein Schelm gibt's besser, als er es hat.«

»Ich habe einen guten und schönen Zusammenhang darin gefunden,« sagte Franz. »Der Hauptgedanke darin ist der fröhliche Anblick der Welt; das Lied will uns von trüben Gedanken und Melancholie abziehen, und so kömmt es von einer Vorstellung auf die andere. Zwar ist nicht der Zusammenhang einer Rede darin, aber es wandelt gerade so fort, wie sich unsere Gedanken in einer schönen heitern Stunde bilden.«

»Ihr seyd wohl selbst ein Poet?« rief der Fremde aus.

Franz ward roth, und sagte dann, daß er ein Mahler sey, der vor jetzt nach Antwerpen, und dann nach Italien zu gehen gesonnen sey.«

»Ein Mahler?« schrie Vansen auf, indem er Sternbald genau betrachtete. »O so gebt mir Eure Hand! dann müssen wir näher mit einander bekannt werden!«

Franz war in Verlegenheit, er wußte nicht, was er sagen sollte; der Niederländer fuhr fort: »Vor allen andern Künsten in der Welt ergetzt mich immer die Kunst der Mahlerey am meisten, und ich begreife es nicht, wie viele Menschen so kalt dagegen seyn können. Denn was ist Poesie und Musik, die so flüchtig vorüber rauschen, und uns kaum anrühren! Jetzt vernehme ich die Töne, und dann sind sie vergessen — sie waren, und sie waren auch nicht; es sind Klänge und Worte, und ich weiß niemahls recht, was sie mir sollen. Sie sind wirklich nichts, als ein Spielwerk, das ein jeder anders handhabt. Dagegen verstehen es die edlen Mahlerkünstler, mir Sachen und Personen unmittelbar vor die Augen zu stellen, mit ihren freundlichen Farben, mit aller Wirklichkeit und Lebendigkeit, so, daß das Auge, der klügste und edelste Sinn des Menschen, gleich im Augenblicke alles auffaßt und versteht. Je öfter ich die Figuren wieder sehe, je bekannter werden sie mir,

ja ich kann sagen, daß sie meine Freunde werden, daß sie für mich eben so gut leben und da sind, als die übrigen Menschen. Darum liebe ich die Mahler so ungemein, denn sie sind gleichsam Schöpfer, und können schaffen und darstellen, was ihnen gelüstet.«

Von diesem Augenblicke bemühte sich Vansen sehr um Sternbald; dieser nannte ihm seinen Nahmen, und ward von jenem sehr dringend gebethen, ihn in Antwerpen in seinem Hause zu besuchen, und etwas für ihn zu mahlen. Auf der fortgesetzten Reise gerieth Franz mit dem unbekannten Jünglinge in ein Gespräch, und erfuhr von diesem, daß er sich Rudolph Florestan nenne, daß er aus Italien sey, jetzt England besucht habe, und nach seiner Heimath zurück zu kehren denke. Beyde Jünglinge beschlossen die Reise zusammen zu machen; denn sie fühlten einen Zug der Freundschaft zu einander, der sich schnell vereinigte. »Wir wollen recht vergnügt mit einander seyn,« sagte Rudolph; ich bin schon mehr als ein Mahl in Deutschland gewesen, und habe lange unter Euren Landsleuten gelebt, ich bin selbst ein halber Deutscher, und liebe Eure Nation.«

Franz versicherte ihn, daß er sich sehr freue, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Er äußerte seine Verwunderung, daß Rudolph noch so jung sey, und doch schon von der Welt so viel gesehen habe. »Das muß Euch nicht erstaunen,« sagte jener,« denn ich bin auch schon ein Mahl in Spanien gewesen. Mein

unruhiger Geist treibt mich immer umher, und wenn ich eine Weile still in meiner Heimath gesessen habe, muß ich wieder reisen, wenn ich nicht krank werden will. Wenn ich auf der Reise bin, geschieht es mir wohl, daß ich mich nach meinem Hause sehne, und mir vornehme, nie wieder in der Ferne herum zu streifen; indessen dauern dergleichen Vorsätze niemahls lange, ich darf nur von fremden Ländern hören oder lesen, gleich ist die alte Lust in mir wieder aufgewacht.«

Ein großer Theil der Gesellschaft kam nun darauf, man solle, um die Zeit der Fahrt zu verkürzen, Geschichten oder Mährchen zu erzählen, Alle trauten dem Rudolph zu, daß er am beßten im Stande sey, ihr Begehren zu erfüllen; sie ersuchten ihn daher alle darum, auch Franz vereinigte sich mit ihren Bitten. »Ich will es gern thun,« antwortete Rudolph, »allein es geht mir mit meiner Geschichte, wie mit meinem Liede, sie wird keinem recht gefallen.« Alle behaupteten, daß er sie gewiß unterhalten würde, er solle nur getrost anfangen. Rudolph sagte: »Ich liebe keine Geschichte, und mag sie gar nicht erzählen, in der nicht von Liebe die Rede ist. Die alten Herren aber kümmern sich um dergleichen Neuigkeiten nicht viel.«

»O doch,« sagte Vansen; »nur finde ich es in vielen Geschichten in der Art unnatürlich, wie die ganze Erzählung vorgetragen wird; gewöhnlich macht

man doch zu viel Aufhebens davon, und das ist, was mir mißfällt. Wenn es aber alles so recht natürlich und wahr fort geht, kann ich mich sehr daran ergötzen.«

»Das ist es gerade,« rief Rudolph aus, »was ich sagte; die meisten Menschen wollen alles gar zu natürlich haben, und wissen doch eigentlich nicht, was sie sich darunter vorstellen; sie fühlen den Hang zum Seltsamen und Wunderbaren, aber doch soll das alles wieder alltäglich werden; sie wollen wohl von Liebe und Entzücken reden hören, aber alles soll sich in den Schranken der Billigkeit halten. Doch ich will nur meine Geschichte anfangen, weil ich sonst selber Schuld daran bin, wenn Ihr gar zu viel erwartet.«

Die Sonne ging eben auf, als ein junger Edelmann, den ich Ferdinand nennen will, auf dem freyen Felde spazierte. Er war damit beschäftigt, die Pracht des Morgens zu betrachten, und zu sehen, wie sich nach und nach das Morgenroth und das lichte Gold des Himmels immer brennender zusammen drängten, immer höher leuchteten. Er verließ gewöhnlich an jedem Morgen sein Schloß, auf dem er unverheirathet lebte, denn seine Aeltern waren seit einiger Zeit gestorben. Dann setzte er sich in dem benachbarten Wäldchen nieder, und las einen italiänischen Dichter, die er sehr liebte.«

Jetzt war die Sonne herauf gestiegen, und er

wollte sich eben nach dem einsamen Waldplatze begeben, als er aus der Ferne einen Reiter heran sprengen sah. Auf dem Hute und Kleide des Reiters glänzten Gold und Edelgesteine im Scheine des Morgens, und als er näher kam, glaubte Ferdinand einen vornehmen Ritter vor sich zu sehen. Der Fremde ritt eiligst vorüber, und verschwand im Walde; kein Diener folgte ihm.

Ferdinand wunderte sich noch über diese Eile, als er zu seinen Füßen im Grase etwas Glänzendes sah. Er ging hinzu, und hob das Bild eines Mädchens auf, das mit kostbaren Diamanten eingefaßt war. Er ging damit dem Walde zu, indem er es aufmerksam betrachtete; er setzte sich an der gewohnten Stelle nieder, und vergaß sein Buch heraus zu ziehen; so sehr war er mit dem Bilde beschäftigt.

»Was war der Edelmann für ein Landsmann?« fragte Bansen.

»Je nun, ich denke,« antwortete Rudolph, »er wird wohl ein Deutscher gewesen seyn, ja, und jetzt erinnere ich mich deutlich, er war ein Franke.«

»Nun, so seyd so gut, und fahrt fort.«

Er kam nach Hause und aß nicht. Leopold, sein vertrautester Freund, besuchte ihn, aber er sprach nur wenig mit diesem. »Warum bist du so in Gedanken?« fragte Leopold, »mir ist nicht wohl,« antwortete je-

ner, und mit dieser Antwort mußte der Freund zufrieden seyn.

So verstrichen einige Wochen, und Ferdinand ward mit seinen Worten immer sparsamer. Sein Freund ward besorgt; denn er bemerkte, daß Ferdinand alle Gesellschaften vermied, daß er fast beständig im Walde, oder auf der Wiese war, daß er jedem Gespräche aus dem Wege ging. An einem Abende hörte Leopold folgendes Lied singen:

Soll ich harren? soll mein Herze
Endlich brechen?
Soll ich niemahls von dem Schmerze
Meines Busens sprechen?

Warum geh' ich in der Irre?
Ach was eile
Ich nicht schnell aus dem Gewirre?
Wozu träge Weile?

Irgendwo muß ich sie finden;
Euch die Ferne,
Durch den Wald, durch blühende Linden,
Lächeln dir die Sterne.

»Leopold hörte dem räthselhaften Liede zu; dann ging er in den Wald hinein, und traf seinen Freund in Thränen. Er ward bey diesem Anblicke erschüttert, und redete ihn so an: »Liebster, warum willst du mich so sehr bekümmern, daß du mir kein Wort von

deinem Leiden anvertrauest? Ich sehe es täglich, wie dein Leben sich aufzehrt, und unwissend muß ich mit dir leiden, ohne daß ich rathen und trösten könnte. Warum nennst du mich deinen Freund? Ich bin es nicht, wenn du mich nicht deines Vertrauens würdig achtest. Jetzt gilt es, daß ich deine Liebe zu mir auf die Probe stelle, und was fürchtest du, dich mir zu entdecken? Wenn du unglücklich bist, wo findest du sicherer Trost, als im Busen eines Freundes? Bist du dich eines Fehlers bewußt, wer verzeiht dir williger als die Liebe?«

Ferdinand sah ihn eine Weile an, dann antwortete er: »Keines von beyden, mein lieber Freund, ist bey mir der Fall; sondern eine wunderseltsame Sache belastet mein Herz so gewaltsam, die ich dir noch nicht habe anvertrauen wollen, weil ich mich vor dir schäme. Ich fürchte deine Vernunft, ich fürchte, daß du mir das sagst, was ich mir selber täglich und stündlich sage; ich fürchte, daß du wohl deinen Freund, aber nicht seine unbegreifliche Thorheit liebst. Ich will mich dir also anvertrauen. Sieh dieß Gemählde, das ich vor einigen Wochen gefunden habe, und das seitdem meinen Sinn so gänzlich umgewandelt hat. Mit ihm habe ich mein höchstes Glück, ja mich selber gefunden, denn ich lebte vorher ohne Seele, ich kannte mich und das Glück der Welt nicht, denn ich wurde ohne alles Glück in der Welt fertig. Seitdem ist mir, als wenn ein unbekanntes

Wesen mir aus den Morgenwolken die Hand gereicht, und mich mit süßer Stimme bey meinem Nahmen genannt hätte. Aber zugleich habe ich in diesem Bilde meinen größten Feind gefunden, der mir keine Minute Ruhe läßt, der mich auf jedem Schritte verfolgt, der mir alle übrigen Freuden dieser Erde als etwas Armseliges und Verächtliches darstellt. Ich darf mein Auge nicht davon hinweg wenden, so befällt mich eine marternde Sehnsucht, und wenn ich nun darauf blicke, und diesen süßen Mund, und diese schönen Augen antreffe, so ergreift eine schreckliche Beklemmung mein Herz, so, daß ich in unnützen Kämpfen, in Streben und Wünschen vergehe, und mein Leben sich verzehrt, wie du richtig gesagt hast. Aber es muß sich nun endigen; mit dem kommenden Morgen will ich mich aufmachen, und das Land durchziehen, um diejenige wirklich aufzufinden, von der ich bis jetzt nur das Gemählde besitze. Sie muß irgendwo seyn, sie muß meine Liebe kennen lernen, und ich sterbe dann entweder in öder Einsamkeit, oder sie erwiedert diese Liebe.«

Leopold stand lange staunend, und betrachtete seinen Freund; endlich rief er aus: »Unglücklicher! Wohin hast du dich verirrt? An diesen Schmerzen hat sich bisher vielleicht noch keiner der Sterblichen verblutet. Was soll ich dir sagen? Wie soll ich dir rathen? Der Wahnsinn hat sich deiner schon bemeistert, und alle Hülfe kömmt zu spät. Wenn nun

das Original dieses Bildes auf der ganzen weiten Erde nicht zu finden ist! und wie leicht kann es bloß die Imagination eines Mahlers seyn, die dieses zierliche Köpfchen hervor gebracht hat! oder sie kann gelebt haben, und ist nun schon gestorben, oder sie ist die Gattinn eines andern, und nun schon alt, und voll Runzeln, so, daß du sie gar nicht einmahl wieder kennst. Glaubst du, daß sich dir zu Gefallen das Wunder des Pygmaleon erneuern wird? Ist es nicht eben so gut, als wenn du die Helena von Griechenland, oder die ägyptische Cleopatra liebtest? Bedenke dein eigenes Wohl, und laß dich nicht von einer-Leidenschaft unterjochen, die offenbar völlig aberwitzig ist. Hier ist es gerade, wo dich deine Vernunft aus dem Labyrinthe erretten muß, und mich wundert, wie du sie hast so unterdrücken können, daß es so weit mit dir gekommen ist.«

»Nun, der Mann hat doch wahrlich völlig Recht,« rief Vansen aus, »und ich bin neugierig, was der verliebte Schwärmer wohl darauf wird antworten können?«

»Gewiß gar nichts,« sagte ein Anderer, »er wird es einsehen, wie gut es sein Freund mit ihm meint, und das wunderliche Abenteuer fahren lassen.«

Rudolph fuhr fort: Ferdinand schwieg eine Weile still, dann sagte er: »Liebster Freund, deine Worte können mich auf keine Weise beruhigen, und wenn du mich und mein Herz nur etwas kennst, so wirst

du auch darauf gar nicht ausgehen. Ich gebe dir Recht, du hast vollkommen vernünftig gesprochen; allein, was ist mir damit geholfen? Ich kann dir nichts antworten, ich fühle nur, daß ich elend bin, wenn ich nicht gehe, und jenes Bild aufsuche, das meine Seele ganz regiert. Denn könnt' ich hier vernünftig seyn, so würde ich gewiß nicht einen Traum lieben; könnt' ich auf deinen Rath hören, so würde ich mich nicht in der Nacht schlaflos auf meinem Lager wälzen. Denn, wenn ich nun auch wirklich die Helena, oder die ägyptische Cleopatra liebte, mit der heißen brennenden Liebe des Herzens; wenn ich nun auch ginge, und sie in der weiten Welt aufsuchte, so wie ich jetzt ein Bild suche; das vielleicht nirgendwo ist, was könnte mir auch da all dein Reden nützen? Doch nein, sie lebt, mein Herz sagt es mir, daß sie für mich lebt, und daß sie mich mit stiller Ahndung erwartet. Und wenn ich sie nun gefunden habe, wenn die Sterne günstig auf mein Thun herunter scheinen, wenn ich sie in meinen Armen zurück bringe, dann wirst du mein Glück preisen, und mein jetziges Beginnen nicht mehr unvernünftig schelten. Sieh, so hängt es bloß von Glück und Zufall ab, ob ich vernünftig oder unvernünftig handle, ob die Leute mich schelten oder loben; wie kann also dein Rath gut seyn, wie könnte ich vernünftig seyn, wenn ich ihm folgte? Wer nie wagt, kann nie gewinnen, wer nie den ersten Schritt thut, kann kein

Reise vollbringen, wer das Glück nicht auf die Probe stellt, kann nicht erfahren, ob es ihm günstig ist. Ich will also getrost diesen Weg einschlagen, und sehen, wohin er mich führt. Ich komme entweder vergnügt, oder nicht zurück.«

Er nahm hierauf seinen Freund Leopold in die Arme, und drückte ihn herzlich. »Laß mich gehen,« sagte er, »sey nicht traurig, denn du siehst mich gewiß wieder, ich bleibe gewiß nicht aus. Vielleicht verändert sich auch unterwegs mein Gemüth, wenn ich die mannichfaltige Welt mit ihren wechselnden Gestallten erblicke; darum sey nicht betrübt. Wie sich dieß Gefühl wunderbarlich meines Herzens bemeistert hat, so kann es mich ja auch plötzlich wieder los lassen.«

Sie gingen nach Hause, und am folgenden Morgen trat Ferdinand wirklich seine seltsame Wanderschaft an. Leopold sah ihm mit Thränen nach, denn er hielt die Leidenschaft seines Freundes für Wahnsinn, er hätte ihn gern begleitet, aber Ferdinand wollte es durchaus nicht zugeben.

Dieser wußte nicht, wohin er seinen Weg richten sollte, er ging daher auf der ersten Straße fort, auf die er traf. Seine Seele war unaufhörlich mit dem geliebten Bilde beschäftigt, in der reizendsten Gestalt sah er es vor sich hin schweben, und folgte ihm wie unwillkührlich nach. In den Wäldern saß er oft still und dichtete ein wunderbares Lied auf seine

wunderbare Leidenschaft; dann hörte er dem Gesange der Nachtigallen zu, und vertiefte und verlor sich in sich selber, daß er die Nacht über im Walde bleiben mußte.

Zuweilen erwachte er wie aus einem tiefen Schlafe, und überdachte dann seinen Vorsatz mit kälterem Blute, alles was er wollte und wünschte, kam ihm dann wie eine Traumgestalt vor, er bestrebte sich oft, sich des Zustandes seiner Seele zu erinnern, ehe er das Bildniß im Grase gefunden hatte, aber es war ihm unmöglich. So wanderte er fort, und verirrte sich endlich von der Straße, indem er in einen dicken Wald gerieth, der gar kein Ende zu haben schien.

Er ging weiter, und traf immer noch keinen Ausweg, das Gehölz ward immer dichter, Vögel schrien und lärmten mit seltsamen Tönen durch die stille Einsamkeit. Ferdinand dachte jetzt an seinen Freund, ihm schien selber sein Unternehmen wahnsinnig, und er nahm sich vor, am folgenden Tage nach seinem Schlosse zurück zu kehren. Es wurde Nacht, und wie wenn eine Verblendung plötzlich von ihm genommen wäre, so verschwand seine Leidenschaft, es war wie ein Erwachen aus einem schweren Traume. Er wanderte durch die Nacht weiter; denn der Mond warf seinen Schimmer durch die Zweige hinein, er sah schon seinen Freund vergnügt und versöhnt vor sich stehen, er dachte sich

sein künftiges ruhiges Leben. Unter diesen Betrachtungen brach der Morgen an, die Sonne sandte ihre frühen Strahlen durch das grüne Gebüsch, und neuer Muth und neue Heiterkeit ward in ihm wach. Er betrachtete das Gemählde wieder, und wußte nicht, was er thun sollte. Alle seine Entschlüsse fingen an zu wanken, jedes andere Leben erschien ihm leer und nüchtern, er wünschte und dachte nur sie. »Wohin soll ich mich wenden?« rief er aus. »O Morgenroth! zeige mir den Weg! ruft mich ihr Lerchen, und zieht auf meiner Bahn voran, damit ich wissen möge, wohin ich den irren Fuß setzen soll. Meine Seele schwankt in Leid und Freude, kein Entschluß kann Wurzel fassen, ich weiß nicht, was ich bin, ich weiß nicht, was ich suche. Warum kann ich mich nicht an den gewöhnlichen Wünschen begnügen?«

Indem er so mit sich selber sprach, trat er aus dem Walde heraus, und eine schöne Ebne mit angenehmen Hügeln lag vor ihm. In der Ferne standen Crucifixe und einige kleine Capellen im Glanz der Morgensone. Der wunderbare Trieb weiter zu wandeln, und den Inhalt seiner Gedanken aufzusuchen, ergriff den Jüngling mit neuer Gewalt. Er sah in der Entfernung sich eine weiße Gestalt auf der grünen Wiese bewegen, und als er weiter fort ging, unterschied er, daß es eine Pilgerinn sey. Die Gegenwart eines Menschen zog ihn nach der langen

Einsamkeit an, er verdoppelte seine Schritte. Jetzt war er näher gekommen, als die Pilgerinn vor einem Crucifix am Wege nieder kniete, die Hände in die Höhe hob, und andächtig bethete. Indem kam ein Reiter vom nächsten Hügel herunter gestürzt; als er näher kam, sah Ferdinand, daß es derselbe sey, der ihm an jenem Morgen vorüber sprengte, als er sein geliebtes Bildniß fand. Der Reiter stieg schnell ab, und näherte sich der Bethenden; als er sie mit einem genauen Blicke betrachtet, ergriff er sie mit einer ungestümen Bewegung. Sie streckte die Hände aus, und rief um Hülfe. Zwey Diener kamen mit ihren Pferden, und wollten sich auf Befehl ihres Herrn der Pilgerinn bemächtigen. Ferdinands Herz ward durch diesen Anblick bewegt, er zog den Degen und stürzte auf die Räuber ein, die sich zur Wehre setzten. Nach einem kurzen Gefechte verwundete er den Reiter; dieser sank nieder, und die erschrockenen Diener nahmen sich seiner sogleich an. Da er in Ohnmacht lag, so trugen sie ihn zu seinem Pferde, das sie hinter sich führten, um so im nächsten Orte Hülfe zu suchen. Die Pilgerinn hatte die Zeit des Kampfes benutzt, und war indessen feldeinwärts geflohen. Ferdinand erblickte sie in einer ziemlichen Entfernung. Er eilte ihr nach, und sagte: »Ihr seyd gerettet, Pilgerinn, Ihr mögt nun ungehindert Eures Weges fort ziehen, die Räuber haben sich davon gemacht.« Sie konnte vor Angst

noch nicht antworten, sie dankte ihm mit einem scheuen Blicke. Er glaubte sie zu kennen, doch konnte er sich nicht erinnern, sie sonst schon gesehen zu haben. »Ich bin Euch meinen herzlichsten Dank schuldig,« sagte sie endlich, »ich wollte nach einem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes wallfahrten, als jener Räuber mich überfiel. O daß er uns nur nicht wieder einhohlt!«

»Ich will Euch begleiten,« sagte Ferdinand, »bis Ihr völlig in Sicherheit seyd; aber fürchtet nichts, er ist vielleicht todt, wenigstets sehr schwer verwundet. Aber kehrt zur Straße zurück, denn auf diesem Wege gehen wir nur in der Irre.«

»Indem kam ein Gewitter herauf gezogen, und der Hagelschauer fiel nieder. Die beyden Wanderer retteten sich vor dem Platzregen in eine kleine Capelle, die dicht vor einem Walde stand. Die Pilgerinn war sehr ängstlich, wenn die Donnerschläge in den Bergen wiederhallten, und Ferdinand suchte sie zu beruhigen; sie schien sehr mit ihren Gedanken beschäftiget. Endlich hörte das Gewitter auf, und ein lieblicher Regenbogen stand am Himmel, der Wald war frisch und grün, und alle Blätter funkelten von Tropfen, die Schwüle des Tages war vorüber, die ganze Natur durchwehte ein kühler Athem, alle Bäume, alle Blumen waren fröhlich. Sie standen beyde und sahen in die erfrischte Welt hinaus, und die Pilgerinn lehnte sich an Ferdinands Schulter.

Da war es ihm, als wenn sich ihm alle Sinne aufthäten, als wenn auch aus seinem Gemüthe die drückende Schwüle fortzöge, denn er erkannte nun das liebe Gesicht, das ihm so vertraulich nahe war; es war das Original jenes Gemähldes, das er mit so heftiger Sehnsucht gesucht hatte. So freut sich der Durstende, wenn er lange schmachtend in der heißen Wüste umher irrte, und nun den Quell in seiner Nähe rieseln hört; so der verirrte Wandersmann, der nun endlich am späten Abend die Glocken der Herden vernimmt, das abendliche Getöse des nahen Dorfes, und dem nun von allen Menschen ein alter Herzensfreund zuerst entgegen tritt.

Ferdinand zog das Gemählde hervor, die Pilgerinn erkannte es. Sie erzählte, daß ein junger Ritter aus der Nachbarschaft sie habe mahlen lassen, derselbe, von dem Ferdinand sie heute befreyt habe! sie sey älternlos, und bey armen Bauern auferzogen, aber habe sich entschlossen, der Liebe des Ritters zu entfliehen, weil sie ihn nicht lieben könne. »So hab' ich,« sagte sie, »nach dem heiligen, wunderthätigen Marienbilde eine Wallfahrt thun wollen, und bin dabey unter Eurem Schutz gerathen, den ich Euch nie genug verdanken kann.«

Ferdinand konnte erst vor Entzücken gar nicht sprechen, er traute seiner eigenen Ueberzeugung nicht, daß er den gesuchten Schatz wirklich erbeutet habe; er erzählte der Fremden, die sich Leonore nannte,

wie er das Bildniß gefunden, und wie es ihn bewegt habe, wie er endlich den Entschluß gefaßt, sie in weiter Welt aufzusuchen, um zu sterben, oder sein Gemüth zu beruhigen. Sie hörte ihn geduldig und mit Lächeln zu, und als er geendigt hatte, nahm sie seine Hand, und sagte: »Wahrlich, Ritter, ich bin Euch unendlich vielen Dank schuldig, und noch gegen niemand habe ich die Freundschaft empfunden, die ich zu Euch trage. Aber kommt, und laßt uns irgend eine Herberge suchen, denn der Abend bricht herein.«

Die untergehende Sonne färbte die Wolken schon mit Gold und Purpur, der Weg führte sie durch den Wald, in welchem ein kühler Abendwind sich in den nassen Blättern bewegte. Ferdinand führte die Pilgerinn, und drückte ihre Hand an sein klopfendes Herz; sie war stumm. Die Nacht näherte sich immer mehr, und noch trafen sie kein Dorf und keine Hütte, dem Mädchen ward bange, der Wald ward dichter, und einzelne Sterne traten schon aus dem blauen Himmel hervor. Da hörten sie plötzlich von abseits her ein geistliches Lied ertönen, sie gingen dem Schalle nach, und sahen in einiger Entfernung die Klause eines Einsiedlers vor sich, ein kleines Licht brannte in der Zelle, und er kniete vor einem Crucifix nieder, indem er mit lauter Stimme sang. Sie hörten eine Weile dem Liede zu, die Nacht war herein gebrochen, die ganze übrige Welt war still;

dann gingen sie Hand in Hand näher. Als sie vor der Zelle stand, fragte er das Mädchen leise: »Liebst du mich?« sie schlug die Augen nieder, und drückte ihm die Hand; er wagte es, und drückte einen Kuß auf ihren schönen Mund; sie widersetzte sich nicht. Zitternd traten sie zum Eremiten hinein, und bathen um ein Nachtlager als verirrte Wanderer. Der alte Einsiedler hieß sie willkommen, und ließ sie niedersitzen, dann trug er ihnen ein kleines Mahl von Milch und Früchten auf, an dem sie sich erquickten. Ferdinand war sich vor Glückseligkeit kaum seiner selbst bewußt, er fühlte sich wie in einer neuen Welt, alles, was vor heute geschehen war, gehörte gleichsam gar nicht in seinen Lebenslauf, von diesem entzückenden Kusse, der ihm alle Sinne geraubt hatte, begann ihm ein neues Gestirn, eine neue Sonne empor zu leuchten, alles vorige Licht war nur matte Finsterniß gewesen. Dann wies der Einsiedler Leonoren ein Lager an, und Ferdinand mußte sich gegenüber in eine kleine leere Hütte begeben.

Ferdinand konnte in der Nacht nicht schlafen, seine glückliche Zukunft trat vor sein Lager, und erhielt seine Augen wach, er ward nicht müde hinunter zu sehen, und in dem glücklichen Reiche der Liebe auf und ab zu wandeln. Leonorens Stimme schien ihm beständig wieder zu tönen, er glaubte sie nahe, und streckte die Arme nach ihr aus, er rief sie laut, und weinte, indem er sich allein sah. Als der Mond-

schimmer erblaßte, und die Morgenröthe nach und nach am Himmel herauf spielte, da verließ er die Hütte, setzte sich unter einem Baume nieder, und sang:

Bin ich denn gewiß des Glückes?
  Ist denn Hand und Lippe mein?
Mir der süße Gruß des Blickes?
  Ach woher du goldner Schein?

Trübe hing ein dichter Schleyer
  Ueber Busch und Wald daher.
Sagt: wo ist die Frühlingsfeyer!
  Ist der Wald an Tönen leer!

Rührt kein Wind sich in den Zweigen,
  Treibt die Wolken über's Feld? —
Dumpfes, ödes, todtes Schweigen,
  Die Natur gefangen hält. —

Und mir ward im Busen bange,
  Denn kein Stimmlein sprach mich an,
Seufzte tief, und harrte lange,
  Klagte: Sonne, komm heran!

Aber dichter ward der Schatten,
  Wolken hingen tiefer ab,
Dunkler schwärzten sich die Matten,
  Alles Feld ein enges Grab.

Durch den Nebel warf ich Blicke,
Wie man in die Ferne schaut,
Alle kamen mir zurücke,
Finsterniß war vorgebaut.

Da warf ich mich weinend nieder,
Wünscht' in Unmuth todt zu seyn:
Todt sind alle Lerchenlieder,
Abgestorben Sonnenschein. —

Warum soll denn ich noch leben
In der wüsten Dunkelheit,
Hier, wo Schrecken um mich weben,
Alle Freuden abwärts streben,
In mir selber Angst und Leid? —

Plötzlich war's, wie wenn an Saiten,
Abendwind vorüberschwebt,
Und in Harfentönen webt,
Ueber Blumen hin zu schreiten.

An der fernsten, fernsten Gränze
Theilte sich die dunkle Nacht,
Und ein Sonnenblick voll Pracht
Wand sich durch die Nebelkränze.

Als ich kaum zu athmen wagte,
Schoß der Strahl, ein goldner Pfeil,
Schnell in glühendrother Eil,
Hin zum Orte, wo ich klagte.

Schreckenfroh sah ich den Schein,
Kriegte Muth zum neuen Leben:
Sollte das der Frühling seyn?
Könnt' es doch wohl Freuden geben?

Da erglühten schon die Wogen,
Funkeln ging auf grüner Flur,
Morgenroth sprang kühn in Bogen,
Glänzend, taumelnd die Natur.

Und die Waldung blieb nicht träge,
Alle Vögel sprangen auf,
Jubelten durch das Gehege,
Jagten sich im muntern Lauf.

In des Jauchzens Lust verloren,
Dacht' ich nicht an's Sterben mehr,
Fühlte mich nun neu geboren,
In dem goldnen Freudenmeer.

Ach! sie ist mir endlich nahe,
Nach der meine Sehnsucht rang,
Seit ich ihre Augen sahe,
Fühl ich neuen Lebensdrang.

Alle Klagen sind verschwunden,
Fort der Seufzer banger Schwarm,
Um mich tanzen goldne Stunden,
Mit der Liebe fest verbunden,
Ruh' ich in des Glückes Arm. —

Er hatte die letzten Worte noch nicht geendigt, als er den Ritter wieder aus dem Dickicht kommen sah, den er gestern auf dem Felde verwundet hatte; zwey Diener folgten ihm. Eben sollte der Kampf von neuem beginnen, als der Eremit aus seiner Klause trat. Er hörte den Verwundeten Bertram nennen, und erkundigte sich nach dem Orte seines Aufenthalts und nach seinen Verwandten. Der Fremde nannte beydes, und der Einsiedler fiel ihm weinend um den Hals, indem er ihn seinen Sohn nannte. Er war es wirklich, als sich der Vater aus der Welt zurück zog, übergab er diesen Sohn seinem Bruder, der aber nach einiger Zeit in den Unruhen des Krieges seinen Wohnort änderte, und so dem Einsiedler näher kam, als er es glaubte. Wenn ich jetzt noch Nachrichten von meiner Tochter überkäme, so wäre ich unaussprechlich glücklich! Leonore trat aus der Thür, weil sie das Geräusch vernommen hatte. Ferdinand ging auf sie zu, und Bertram stürzte sogleich herbey, als er die Pilgerinn gewahr ward. Der Einsiedler betrachtete sie aufmerksam; dann fragte er, woher sie die Ohrringe habe, die sie trage. Leonore erzählte ihre Geschichte kurz, daß sie von Bauern erzogen sey, und als diese starben, hätten sie andere gutherzige arme Leute zu sich genommen, die aber der Krieg ebenfalls von ihrem Wohnorte vertrieben habe.

»Du bist meine Tochter,« sagte der alte Eremit,

»ich übergab dich Bauern, als ich von meinem Wohnsitze durch der Feinde siegreiches Heer vertrieben wurde. O wie glücklich macht mich dieser Tag!«

»Was kann das für ein Krieg gewesen seyn?« rief Vansen aus.

»O irgend einer,« antwortete Rudolph hastig. »Ihr müßt die Sachen nie so genau nehmen, es ist mir in der Geschichte um einen Krieg zu thun, und da müßt Ihr gar nicht fragen: Wie? Wo? Wann geschah das? denn solche Erzählungen sind immer nur aus der Luft gegriffen, und man muß sich für die Geschichte, aber für nichts anders außer ihr, interessiren.«

»Erlaubt,« sagte Franz bescheiden, »daß ich Euch widerspreche, denn ich bin hierin ganz anderer Meinung. Wenn mir eine Erzählung, sey sie auch nur ein Mährchen, Zeit und Ort bestimmt, so macht sie dadurch alles um so lebendiger, die ganze Erde wird dadurch mit befreundeten Geistern bevölkert, und wenn ich nachher den Boden betrete, von dem mir eine liebe Fabel sagte, so ist er dadurch gleichsam eingeweiht, jeder Stein, jeder Baum hat dann eine poetische Bedeutung für mich. Eben so ist es mit der Zeit. Höre ich von einer Begebenheit, werden Nahmen aus der Geschichte genannt, so fallen mir zugleich jene poetischen Schatten dabey in's Gedächtniß, und machen mir den ganzen Zeitraum lieber.«

»Nun das ist alles auch gut,« sagte Rudolph, »das andere aber auch, wenn man sich weder um Zeit noch Ort bekümmert. So laßt es also den Hussitenkrieg gewesen seyn, der alle diese Verwirrungen in unserer Familie angerichtet hatte.

Der Schluß der Geschichte findet sich übrigens von selbst. Alle waren voller Freude, Leonore und Ferdinand waren durch gegenseitige Liebe glücklich, der Eremit blieb im Walde, so sehr ihm auch alle zuredeten, zur Welt zurück zu kehren.

Es vermehrte noch eine Person die Gesellschaft, und zwar niemand anders, als Leopold, der ausgereiset war, seinen Freund aufzusuchen. Dieser erzählte ihm sein Glück, und stellte ihm Leonoren als seine Braut vor. Leopold freute sich mit ihm, und sagte: »Aber liebster Freund! danke dem Himmel, denn du hast bey weitem mehr Glück als Verstand gehabt.« — »Das begegnet jedem Sterblichen,« erwiederte Ferdinand, »und wie elend müßte der Mensch seyn, wenn es irgend einmahl einen geben sollte, der mehr Verstand als Glück hätte? —

Hier schwieg Rudolph. Einige von den Herren waren während der Erzählung eingeschlafen; Franz war sehr nachdenkend geworden. Fast alles, was er hörte und sah, bezog er auf sich, und so traf er in dieser Erzählung auch seine eigene Geschichte an. Sonderbar war's, daß ihn der Schluß beruhigte, daß er dem Glücke vertraute, daß er ihn seine Geliebte und seine Aeltern würde finden

lassen. Franz und Rudolph wurden auf der Reise vertrauter mit einander, sie freuten sich darauf, in Gesellschaft nach Italien zu gehen. Rudolph war immer lustig, sein Muth verließ ihn nie, und das war für Franz in vielen Stunden sehr erquicklich, der fast beständig ein Mißtrauen gegen sich selber hatte. Es fügte sich, daß einige Meilen vor Antwerpen das Schiff eine Zeitlang stille liegen mußte, ein Boot ward ausgesetzt, und Franz und Rudolph beschlossen den kleinen Rest der Reise zu Lande zu machen.

Es war ein schöner Tag. Die Sonne breitete sich hell über die Ebene aus, Rudolph war Willens, nach einem Dorfe zu gehen, um ein Mädchen dort zu besuchen, das er vor zwey Jahren hatte kennen lernen. »Du mußt nicht glauben, Franz,« sagte er, »daß ich meiner Geliebten in Italien untreu bin, oder daß ich sie vergesse; denn das ist unmöglich, aber ich lernte diese Niederländerinn auf eine wunderliche Weise kennen, wir wurden so schnell mit einander bekannt, so, daß mir das Andenken jener Stunden immer theuer seyn wird.«

»Dein frohes Gemüth ist eine glückliche Gabe des Himmels,« antwortete Franz, »dir bleibt alles neu, und keine Freude veraltet dir, und du bist mit der ganzen Welt zufrieden.«

»Warum sollte man es nicht seyn!« rief Franz aus, »ist die Welt denn nicht schön, so wie sie ist? Mir

ist das ernsthafte Klagen zuwider, weil die wenigsten Menschen wissen, was sie wollen, oder was sie wünschen. Sie sind blind, und wollen sehen, sie sehen, und sie wollen blind seyn.«

»Bist du aber nie traurig oder verdrüßlich?«

»O ja, warum das nicht? Es kehren bey jedem Menschen Stunden ein, in denen er nicht weiß, was er mit sich selber anfangen soll, wo er herum greift, und nach allen seinen Talenten oder Kenntnissen, oder Narrheiten sucht, um sich zu trösten, und nichts will ihm helfen. Oft ist unser eigenes närrisches Herz die Quelle dieser Uebel. Aber bey mir dauert ein solcher Zustand nie lange. So könnt' ich mich grämen, wenn ich an Bianka denke, sie kann krank seyn, sie kann sterben, sie kann mich vergessen, und dann mache ich mir Vorwürfe darüber, daß ich mich zu dieser Reise drängte, die auch jeder Andere hätte unternehmen können. Doch, was hilft alles Sorgen?«

Er warf sich unter einen Baum, und zog ein kleines Instrument hervor, das die Italiäner Cornetto nennen, und blies darauf ein sehr lustiges Stückchen. Franz setzte sich zu ihm. »Liebst du nicht auch das Waldhorn ganz vorzüglich?« fragte ihn dieser.

»Ich liebe alle Instrumente,« antwortete Rudolph, »sie mögen einen Nahmen haben, welchen sie wollen; denn jegliches hat etwas Eigenthümliches, das

allen übrigen wieder abgeht. Es ist mir eine treffliche Freude, so eins nach dem andern zu hören, und den Empfindungen nach zu gehen, die sie mir im Herzen erregen. Wenn du Geduld hast, will ich dir einige Lieder singen, die ich vor einiger Zeit darüber gemacht habe, und die den Charakter etlicher Instrumente ausdrücken sollten. Denke dir zum Beyspiel hier dieses ebene Land gebirgig, mit vielen abwechselnden Waldscenen. Du kömmst nun einen Hügel herunter, ein einsames Thal liegt vor dir, und du hörst nun von gegenüber eine Schalmey spielen.»

Schalmeyklang.

Himmelblau,
Hellbegrünte Frühlingsau,
    Lerchenlieder,
    Zur Erde nieder.
    Frisches Blut,
    Zur Liebe Muth!
    Beym Gesang
    Hüpfende Schäfchen auf Bergeshang.

Froh und zufrieden
    Mit mir und der Welt,
Was Gott mir beschieden,
Mein Liebchen hienieden,
    Die Sorgen im Dunkel weit von mir gestellt.

Wie fern liegt dieß Thal
Von der Welt Herrlichkeit,
Hier wohnen zumahl
Nur Fried und Freud'
Ach! Herzeleid,
Wie weit
Um Größe und Geld das nagende Herzeleid!

Nun ist es May,
Sie ist mir treu,
Und fährt auch Frühling und Sommer hin,
Und wenn ich auch nicht mehr Bräutigam bin,
So kömmt der Sommer doch bald zurück,
Und Ehestand ist noch schöneres Glück.
Frisch und froh,
Ohne Ach! und O!
Vergehen, verwehen die Tage mir so.

»Das Lied gefällt mir sehr,« sagte Franz; »denn es führt eine gewisse kindliche Sprache, und mir ist oft beym Klang einer Schalmey dergleichen in den Sinn gekommen.«

»Du wirst dich oft,« sagte Rudolph, »wundervoll beym Schall eines Posthorns bewegt gefühlt haben. In einer trüben Stunden, als ich selber so reiste, schrieb ich Folgendes nieder:«

Posthornsschall.

Weit weg, weit weg,
Von allen Schmerzen weg,

Durch die Wälder möcht' ich eilen,
Niederwärts,
Aufwärts,
Klüften vorüber, und von den steilen
Gebirgen rasseln zu tiefen Gründen,
Ruhe zu finden.

Pfeifender Wind,
Treibe geschwind,
Schnell und schneller die Rosse in's Dickicht hinein,
Laß, o laß die trüben Stunden,
Eilend verschwunden,
Rastlos nimmer Stillstand seyn.

Wo soll ich sie suchen?
Auf Bergeshöh'n?
Im Schatten der Buchen?
Wo werd' ich sie seh'n?

Die Stunden verfliegen,
Tag wechselt mit Nacht,
Die Schmerzen besiegen,
Die Freuden erliegen
Der stürmenden Macht.

Ach! weiter, weiter ohne Stillstand,
Hin, wo der Strom braust,
Wo von steiler, moos'ger Felswand
Wind und Woge niedersaust.

Wo Walddunkel schattet,
Wo Wolken sich jagen,
Und Nacht und banges Zagen
Mit schwarzen Träumen sich gattet.

Thal nieder, bergauf,
Echo spricht und grüßt herüber,
Ach! statt dieses Treibens, ende lieber,
Ende, ende diesen trüben Lauf.

Käm' ich nur zum fremden Orte,
In ein wundervolles Land,
Das kein Auge je gekannt;
Aber wechselnd Hier mit Dort,
Weiß ich schon die Einsamkeiten,
Die sich tükisch mir bereiten,
Kenne schon die trüben Leiden;
Leiden, Leiden.

»Nun verliert sich der Schall,« sagte Rudolph, in die einsame Luft, er bricht so plötzlich ab, als er entstanden ist, und man hört den unmelodischen Wagen rasseln. Ich dichtete dieses Lied in einer großen Beängstigung des Gemüthes. — Nun denke dir einen schönen dichten Wald, in welchem ein Waldhorn mit seinen tiefen Tönen spricht, wie aus voller, und doch ruhiger Brust dieser Gesang hervorströmt.«

Waldhornsmelodie.

Hör'st! wie spricht der Wald dir zu,
Baumgesang,
Wellenklang:
»Komm' und finde hier die Ruh.

Ruhe aus in dem Gedanken,
Daß sie dich ja wieder liebt,
Sieh, wie alle Zweige schwanken,
Echo Töne wiedergibt.

Spricht's herüber dir in's Herze?
Sey getrost, und geh' in's Thal,
Weide dich an deinem Schmerze,
Deinem Glücke allzumahl.

Bist und wandelst in der grünen Waldnacht,
Von dem Treiben der Welt so weit, weit,
Weißt, daß sie mit Sonnenaufgang bald wacht,
Denkst, empfindest ihre Holdigkeit.

Trarah! so springe muntrer Klang
Durch die Berge, durch das grüne Gebüsch;
Fühlst doch nach der Größe, nach Ruhm nicht
Drang,
Schlägt dir's Herz vor Liebe doch so frisch.

Und sie hat dir ja versprochen,
Treu zu seyn, bis an den Tod;

Hat ihr Wort noch nie gebrochen,
Nun, was hast du dann für Noth?

Und auch wieder wird sie kommen,
Mit dem süßen, holdgen Mund,
Gram hat dann ein End genommen,
Küssest dich an ihm gesund.

»Du hast vielleicht schon,« fuhr Rudolph fort, »ein schweizerisches Alphorn gehört. Man sagt, daß bey einem gewissen Liede jeder Schweizer in der Fremde eine unnennbare Sehnsucht nach seiner Heimath empfinde; eine ähnliche Vaterlandsliebe haben auch die Niederländer. Ich habe neulich ein solches Schweizerlied verfertigt.

Alphornlied.

Wo bist du treuer Schweizer hin gerathen?
Vergissest du dein Vaterland?
Dein liebes Vaterland?
Die wohlbekannten Berge? die frischen grünenden Thale?
Wandelst unter Fremden?

Wer grüßt dich hier mit vaterländ'schem Gruß?
Darfst du umher schau'n?
Wo sind die Schneegipfel?
Wo klingt das lustige Horn?
Wo findest du den Landsmann?

Herüber sehnt sich doch dein Sinn,
Wo der biedre Gruß auf dich wartet,
Wo die Alpe steht,
Die Sennenhütte,
Der weite blaue See,
Die hohen freyen Gebirge.

Komm', edler Sprößling Tell's,
Freygeborner,
In die stillen Thäler wieder herab,
Zum einfachen Mahl,
Das Vaterlandsliebe köstlich macht,
Was suchst du hier?
Den Freund? die Geliebte?
Nimmer schlagen dir Schweizerherzen entgegen.

Rudolph stand auf. »Lebe wohl,« sagte er schnell, »es ist zu kalt zum Sitzen; ich muß noch weit gehen, das Mädchen wird auf mich warten; denn ich sprach sie, als ich nach England hinüber ging. Lebe wohl, in Antwerpen sehen wir uns wieder.«

Er eilte schnell davon, und Franz setzte seinen Weg nach der Stadt fort. Die Tage waren aber schon kurz, er mußte in einem Dorfe vor Antwerpen übernachten. Die Sonne stieg prächtig herauf, als Franz sich nieder setzte, und folgende Verse in seine Schreibtafel einschrieb:

Der Dichter und die Stimme.

Der Dichter.

Wie du mich anlachst, holdes Morgenroth,
Und Muth herab mir in die Seele glüh'st,
Ich fühl's, die Sorgen sind nun alle todt,
Den Sinn mit gold'nen Ketten zu dir zieh'st.

Die Stimme.

Noch schön'res Roth, als diese Morgenstrahlen,
Wird einst dein Angesicht mit Purpur mahlen.

Der Dichter.

O nun erwacht schon wieder das Verlangen,
Mir gönnt's, mir gönnt's nicht eine Stunde Ruh,
Aus allen Wolken seh' ich Bilder hangen,
Und alle lächeln wehmuthsvoll mir zu.
O wäre nur der trübe Tag zu Ende,
Daß ich im Abendscheine wandeln könnte,
Und unter dichten Eichen, dunkeln Buchen
Dem Unmuth flieh'n, dich Einsamkeit zu suchen.

Die Stimme.

Was hoffst du auf den zarten Abendschimmer?
Der Unmuth ruht im Busen nimmer.

Der Dichter.

So will ich mich zu Harfentönen retten,
Im Waldhornsklang einheimisch seyn!
Mein Sinn soll sich in Flötenwollust betten,
Mich lullen Zaubermelodien ein.

Die Stimme.

Und dort werd' ich in jedem Tone klingen,
Dir süße Bilder vor die Seele bringen.

Der Dichter.

So will ich schlafen, mich in Schlummer hüllen,
Und so des Herzens bange Sehnsucht stillen.

Die Stimme.

Kennst du die Träume nicht, die dann erwachen,
Dein Auge schnell mit Thränen füllen,
Verlangen in der Brust anfachen,
Und nimmer deine Sehnsucht stillen?
Nein, du bist mein, ich will dich nach mir zieh'n,
Und nirgends hin kannst du vor mir entflieh'n.

Der Dichter.

Wer bist du denn, gewalt'ge Zauberinn,
Daß du so quälst und marterst mich zum Tode hin?

Die Stimme.

Erinnerung heiß' ich; denk' der schönen Stunden!
Ach sind sie nicht zu schnell, zu schnell verschwunden?

Der Dichter.

Kannst du nur quälen, gibst kein tröstend Wort?
Und ängstest mich nur immer fort und fort?
Wird nichts die bange Qual dann wenden?
Wann wirst du die Verfolgung enden?

Die Stimme.

Wann du sie wieder siehst,
Und schöner als vom Morgenroth,
Du ihr entgegen glüh'st,
Dann endet deine Noth.
Dann freut dich Abendschein,
Dann ist Musik Gespielinn dir,
Nennst du die Holde balde dein,
Blüht dir ein Paradies schon hier.
Dann wirst du selber dir vertrauen,
Sehn'st dich nach keinen Himmelsauen.

Viertes Capitel.

Die große Handelsthätigkeit in Antwerpen war für Franz ein ganz neues Schauspiel. Es kam ihm wunderbar vor, wie sich hier die Menschen unter einander verliefen, wie sie ein ewig bewegtes Meer darstellten, und jeglicher nur seinen Vortheil vor Augen hatte. Hier fiel ihm kein Kunstgedanke ein, ja, wenn er die Menge der großen Schiffe sah, die Betriebsamkeit, Geld zu gewinnen, die Spannung aller Gemüther auf den Handel, die Versammlungen auf der Börse, so kam es ihm als etwas Unmögliches vor, daß einer von diesen sich der stillen Kunst ergeben solle. Er hörte nur immer, welche Schiffe gekommen und abgegangen waren, die Nahmen der vornehmsten Kaufleute waren jedem Knaben geläufig, auf allen Spaziergängen setzten die Handelsleute ihre kaufmännischen Gespräche und Speculationen fort. Franz ward von diesem neuen An-

blicke des Lebens zu betäubt, als daß er ihn hätte niederschlagen können.

Vansen lebte hier als ein Kaufmann vom zweyten oder dritten Range, der nur unbedeutende Geschäfte machte, der in der Stadt selbst nur wenig bekannt war, sich aber durch Aufmerksamkeit und Sparsamkeit ein ziemliches Vermögen gesammelt hatte. Sternbald suchte ihn bald auf, und das Haus seines neuen Freundes war ihm wie ein Schutzort, wie ein stilles Asyl gegen das tobende Gewühl der Stadt. Vansen wohnte etwas abseits, ein kleiner Garten war hinter seinem Hause; dabey sprach er nur selten von seinen kaufmännischen Geschäften, und hatte nicht die Eitelkeit Andern, die nichts davon begriffen, seine Speculationen mitzutheilen: sondern er liebte es, von der Kunst zu sprechen, er suchte eine Ehre darin, für einen Kenner zu gelten. Sternbalds kindliches Gemüth schloß sich bald an diesen Mann an, in seiner Unbefangenheit hielt er ihn für mehr, als er wirklich war; denn Vansens Liebe zur Mahlerey war nichts als ein blinder Trieb, der sich zufälliger Weise auf diese Kunst geworfen hatte. Er hatte angefangen Gemählde zu kaufen, und nachdem er sich einige Kenntnisse erworben hatte, war es nur Eitelkeit und Sucht zu sammeln und aufzuhäufen, daß er es nicht müde ward, sich um Gemählde und ihre Meister zu bekümmern. So treiben die meisten Menschen irgend eine Wissenschaft oder Beschäftigung, und der gute

Künstler irrt sehr, wenn er unter diesen verwandten Geister, die Verehrer der Ku- sucht.

Vansen hatte nur eine einzige Tochter, die ungemein liebte. Sie galt in der Nachbarschaft schön, und ihr Gesicht war wirklich liebenswür- Der Kaufmann bath unsern jungen Mahler, Bildniß seiner Tochter zu mahlen, und Franz mac- sich hurtig an die Arbeit. Seine Phantasie war niger angespannt, er forderte nicht zu viel von s- und das Bild rückte schnell fort, und gelang ih- ungemein. Er hatte indeß einige Gemählde gesehen die aus Italien gebracht waren, und er bemüh- sich, nach diesen seine Färbung zu verbessern.

Franz bemerkte, daß die Tochter immer sehr trau- rig war; er suchte sie zu erheitern, er ließ oft, wenn er mahlte, auf einem Instrumente lustige Lie- der spielen, aber es hatte gewöhnlich die verkehrte Wirkung, sie wurde noch trauriger, oder weinte gar; vor dem Vater suchte sie ihre Melancholie ge- flissentlich zu verbergen. Franz war zu gut, um sich in das Vertrauen eines Leidenden einzudrängen, er kannte auch die Künste nicht, oder verschmähte sie, sich zum Theilnehmer eines Geheimnisses zu ma- chen; daher war er in ihrer Gegenwart in Verle- genheit.

In Vansens Hause versammelten sich oft Leute von den verschiedensten Charakteren, die die eine Art

von Academie bildeten, und von denen der Wirth manche Redensarten lernte, mit denen er nachher wider gegen andere glänzte. Franz hörte diesen Gesprächen mit großer Aufmerksamkeit zu; denn bis dahin hatte er noch nie so verschiedene Meinungen oft schnell hinter einander gehört. Vorzüglich zog ihn ein alter Mann an, dem er besonders gern zuhörte, weil jedes seiner Worte das Gepräge eines eigenen festen Sinnes trug. An einem Abende fing der Wirth, wie er oft that, an, über die Kunst zu reden, und den herrlichen Genuß zu preisen, den er vor guten Gemählden empfände. Alle stimmten ihm bey, nur der Alte schwieg still, und als man ihn endlich ausdrücklich um seine Meinung fragte, sagte er:

»Ich mag ungern so sprechen, wie ich darüber denke, weil niemand weiter meiner Meinung seyn wird; aber es thut mir immer innerlich wehe, ja ich spüre ein gewisses Mitleid gegen die Menschen, wenn ich sie mit einer so ernsthaften Verehrung von der sogenannten Kunst reden höre. Was ist es denn alles weiter, als eine unnütze Spielerey, wo nicht gar ein schädlicher Zeitvertreib? Wenn ich bedenke, was die Menschen in einer versammelten Gesellschaft seyn könnten, wie sie durch die Vereinigung stark und unüberwindlich seyn müßten, wie jeder dem Ganzen dienen sollte, und nichts da seyn, nichts ausgeübt werden dürfte, was nicht den allgemeinen Nutzen beförderte; und ich betrachte dann die menschli-

che Gesellschaft, wie sie wirklich ist, so wei
nicht, was ich dazu sagen soll. Es scheint fast,
wäre die Vereinigung nicht entstanden, um
mein besser zu werden, sondern um sich gege
zu verschlimmern. Da ist keine Aufmunterung
Tugend, keine Abhärtung zum Kriege, keine
des Vaterlandes und der Religion, ja es ist
Religion und kein Vaterland da, sondern jeder gl
sich selbst der nächste zu seyn, und häuft, ohn
den gemeinen Nutzen zu sehen, die Güter au
laubte und unerlaubte Art zusammen, und ve
delt übrigens seine Zeit mit dem ersten, besten S
ckenpferde. Die Kunst vorzüglich scheint ordentl
dazu erfunden, die besseren Kräfte im Mensche
erlahmen, und nach und nach abzutödten. Ihre ga
kelnde Nachäffung, diese armselige Nachahmung d
Wirklichkeit, worauf doch alles hinaus läuft, zi
den Menschen von allen ernsten Betrachtungen a
und verleitet ihn, seine angeborne Würde zu ve
gessen. Wenn unser innrer Geist uns zur Tuge
antreibt, so lehren uns die mannichfaltigen Küns
ler sie zu verspotten; wenn die Erhabenheit mich i
ihrer göttlichen Sprache anredet, so unterlassen e
die Reimer oder Poeten nicht, sie mit Nichtswür
digkeiten zu überschreyen. Und daß ich nahmentlich
von der gepriesenen Mahlerey rede — Ich habe de
Mahler, der mir Figuren, oder Bäume und Thier
auf flacher Leinwand hin zeichnet, nie höher ange-

schlagen, als den Menschen, der mit seinem Munde Vögel- und Thiergeschrey nach zu ahmen versteht. Es ist eine Künsteley, die keinem frommt, und die dabey doch die Wirklichkeit nicht erreicht. Jeder Mahler erlernt von seinem Meister eine gewisse Fertigkeit, einige Handgriffe, die er immer wieder anbringt, und wir sind dann gutmüthige Kinder genug, stellen uns vor sein Machwerk hin, und verwundern uns darüber. Wie da von Genuß der Kunst die Rede seyn kann, oder von Schönheit, begreife ich nicht: da diese Menschen die Begeisterung nicht kennen, da ihre Schöpfungen nicht aus ihren schönsten Stunden entstehen, sondern sie sich des Gewinnstes wegen nieder setzen, und Farben über Farben streichen, bis sie nach und nach ihre Figuren zusammen gebettelt haben, und nun den Lohn an Geld dafür empfangen. Wie sollen diese knechtischen Arbeiten auf edle Seelen wirken können, da sie es selber nicht einmahl wollen? Sie dienen höchstens der Sinnlichkeit, und trachten vielleicht, elende Begierden zu erwecken, oder uns ein Lächeln über ihre verzerrten Gestalten abzuzwingen, damit sie doch irgend was verursachen. Ich meine also, daß man auf jeden Fall seine Zeit besser anwenden könne, als wenn man sich mit der Kunst beschäftiget.«

Franz konnte sich im Unwillen nicht länger halten, sondern er rief aus: Ihr habt da nur von un-

würdigen Künstlern gesprochen, die keine Kün[stler]
sind, die die Göttlichkeit ihres Berufes selber ni[cht]
kennen, und weil Ihr Euer Auge nur auf di[ese]
wendet, so wagt Ihr es, alle übrigen zu verkenn[en].
O Albrecht Dürer! wie könnte ich es dulden, da[ß]
man so von deinem schönsten Lebenslaufe spreche[n]
darf? Ihr habt entweder noch keine guten Bild[er]
gesehen, oder die Augen sind Euch für ihre Göttlich-
keit verschlossen geblieben, daß Ihr Euch erkühnet,
sie so zu lästern. Es mag gut seyn, wenn in einem
Staate alles zu einem Zwecke dienet, es mag in ge-
wissen Zeiträumen nöthig seyn, für das Wohl der
Bürger, für die Freyheit, daß sie nur ihr Vater-
land, nur die Waffen, die bürgerliche Freyheit, und
nichts weiter lieben; aber Ihr bedenkt nicht, daß in
solchen Staaten jedes eigene Gemüth zu Grunde
geht, um nur das allgemeine Bild des Ganzen auf-
recht zu erhalten. Die Güter, um derentwillen die
Freyheit dem Menschen theuer seyn muß, die Re-
gung aller seiner Kräfte, die Entwickelung aller
Schätze seines Geistes, diese kostbarsten Kleinodien
müssen wieder aufgeopfert werden, um nur jene Frey-
heit zu bewahren. Ueber die Mittel geht der Zweck
verloren, nach welchem jene Mittel streben sollten.
Ist es nicht die herrlichste Erscheinung, den Men-
schengeist kühn in tausend Richtungen, in tausend
mannichfaltigen Strömen, wie die Röhren eines
künstlichen Springbrunnens, der Sonne entgegen

spielen zu sehen? Eben, daß nicht alle Geister ein und dasselbe wollen, ist erfreulich, darum laßt der unschuldigen kindischen Kunst ihren Gang. Denn sie ist es doch, in der sich am reinsten, am lieblichsten und auf die unbefangenste Weise die Hoheit der Menschenseele offenbart, sie ist nicht ernst wie die Weisheit, sondern ein frommes Kind, dessen unschuldige Spiele jedes reine Gemüth rühren und erfreuen müssen. Sie drückt den Menschen am deutlichsten aus, sie ist Spiel mit Ernst gemischt, und Ernst durch Lieblichkeit gemildert. Wozu soll sie dem Staate, der versammelten Gesellschaft nützen? Wann hat sich je das Große und Schöne so tief erniedrigt, um zu nützen? Ein neues Feuer facht der große Mann, die edle That in einem einzelnen Busen an; der Haufe staunt dumm, und begreift nicht und fühlt nicht, er betrachtet eben so ein noch nie gesehenes Thier, er belächelt die Erhabenheit, und hält sie für Fabel. Wen verehrt die Welt, und welchem Geiste wird gehuldigt? nur das Niedrige versteht der Pöbel, nur das Verächtliche wird von ihm geachtet. Zufälle und Nichtswürdigkeiten sind die Wohlthäter des Menschengeschlechtes gewesen, wenn du den häuslichen Nutzen dieser armen Welt so hoch anschlägst. Und was drückst du mit dem Worte Nutzen aus? Muß denn alles auf Essen, Trinken und Kleidung hinaus laufen? daß ich sicherer schlafe, oder besser, ein Schiff regiere, bequemere Maschinen erfinde, wieder

nur um besser zu essen? Ich sage es noch einmahl, das wahrhaft Hohe darf und kann nicht nützen; dieses Nützlichseyn ist seiner göttlichen Natur ganz fremd, und es fordern, heißt die Erhabenheit entadeln, und zu den gemeinen Bedürfnissen der Menschheit herüber würdigen. Denn freylich bedarf der Mensch vieles, aber er muß seinen Geist nicht zum Knecht, seines Knechtes, des Körpers, erniedrigen; er muß wie ein guter Hausherr sorgen, aber diese Sorge für den Unterhalt muß nicht sein Lebenslauf seyn. So halte ich die Kunst für ein Unterpfand unsrer Unsterblichkeit, für ein geheimes Zeichen, an dem die ewigen Geister sich wunderbarlich erkennen; der Engel in uns strebt sich zu offenbaren, und trifft nur Menschenkräfte an, er kann von seinem Daseyn nicht überzeugen, und wirkt und regiert auf die lieblichste Weise, um uns, wie in einem schönen Traum, den süßen Glauben beyzubringen. So entsteht in der Ordnung, in wirkender Harmonie die Kunst. Was der Weise durch Weisheit erhärtet, was der Held durch Aufopferung bewährt, ja ich bin kühn genug, es auszusprechen, was der Märtyrer durch seinen Tod besiegelt, das kann der große Mahler durch seinen Pinsel auswirken und bekräftigen. Es ist der himmlische Strahl, der diesen Geistern nicht die müssige Ruhe erlaubt, sondern sie zu einer glänzenden Thätigkeit weckt. Und daher sind es wohl die schönsten, die erhabensten Stunden, die ein Meister vor

seinem Werke zubringt; er legt bildlich die Liebe hinein, mit der er die ganze Welt an sein Herz drücken möchte, die Urschönheit, das erhabene Bild der Hoheit, vor dem er niederkniet; alles dieß trifft der verwandte Geist in den lieblichen Zeichen wieder, die dem Barbaren unverständlich sind, er wird bey diesen Winken entzückt, er fühlt seinen Geist in seiner Brust empor steigen, er gedenkt alles Schönen, alles Großen, das ihn schon einst bewegt hat, und es ist nun nicht mehr das irdische Bild, das ihn entzückt, liebliche Schatten vom Himmel herab fallen in sein Gemüth, und erregen eine bunte Welt von Wohllaut und süßer Harmonie in ihm. O wenn uns die holde Natur lieb ist, wenn wir gern die Pracht des Morgens, die Schimmer des Abends sehen, wenn die Schönheit in Menschengestalten uns anspricht, wie könnten wir uns dann gegen die liebliche Kunst so unfreundlich bezeigen? Gegen die Kunst, die sich bestrebt, uns alles das noch werther und theurer zu machen, uns mit uns selbst zu befreunden, die äußere Welt, die oft so hart um uns steht, mit unserm weichen Herzen zu versöhnen? Nein, es ist unmöglich, daß sich der Sinn irgend eines Menschen freywillig abwende; es sind nur Mißverständnisse, die ihn vom himmlischen Genusse zurück halten dürfen. Zweifelt nicht, daß der Künstler in seinem schönen Wahne die ganze Welt, und jede Empfindung seines Herzens

in seine Kunst verflicht, er führt sein Leben nur für die Kunst, und wenn die Kunst ihm abstürbe, würde er nicht wissen, was er mit seinem übrigen Leben weiter anfangen sollte. Ihr erwähnt es als etwas Schändliches, daß der arme Künstler sich genöthigt sieht, um Lohn zu arbeiten, daß er das Werk seines Geistes fort geben muß, um seinen Körper dadurch fort zu helfen: er ist aber deßhalb eher zu beklagen, als zu verachten. Ihr kennt die Empfindung nicht, wenn ein Mann sein liebstes Werk, mit dem er so innig vertraut geworden ist, aus dem ihm sein Fleiß und so viele liebe, mühevolle Stunden anlächeln, wenn er es nun aufopfern muß, es verstoßen, und von sich entfremden, daß er es vielleicht niemahls wieder sieht, bloß des schnöden Gewinnstes wegen, und weil eine Familie ihn umgibt, die Nahrung fordert. Es ist zu bejammern, daß in unserm irdischen Leben der Geist so von der Materie abhängig ist. O wahrlich, kein größeres Glück könnte ich mir wünschen, als wenn mir der Himmel vergönnte, daß ich arbeiten könnte, ohne an den Lohn zu denken, daß ich so viel Vermögen besäße, und ganz ohne weiterer Rücksicht meiner Kunst zu leben; denn schon oft hat es mir Thränen ausgepreßt, daß sich der Künstler muß bezahlen lassen, daß er mit den Ergießungen seines Herzens Handel treibt, und oft von kalten Seelen in seiner Noth die Begegnung eines Sclaven erfahren muß.«

Franz hielt eine kleine Weile ein, weil er sich wirklich die Thränen abtrocknete; dann fuhr er fort: »Auch kann es der Kunst zu keinem Vorwurfe gereichen, daß ihr unwürdige Menschen zu nahe treten, und sich ihr als Priester aufdrängen. Eben daß es Abwege und Irrthümer geben kann, beweist ihre Erhabenheit. Der Handwerker kann nur auf eine Art vortrefflich seyn, in den mechanischen Künsten ist eine Erfindung die beste; nicht also mit der göttlichen Mahlerey. Je tiefer einige sinken, um so höher steigen andere; wenn es jenen vergönnt ist, den Weg zu verfehlen, so dürfen diese dafür das Göttliche erreichen, und uns durch Offenbarung mittheilen.«

»Ihr habt Eure Sache recht wacker vertheidigt,« sagte der Alte, »ob ich gleich noch Manches dagegen einwenden möchte.«

Hier wurde das Gespräch durch die Nachricht unterbrochen, daß Vansens Tochter plötzlich krank geworden sey. Der Vater war in der größten Unruhe, er schickte sogleich nach einem Arzte, und besuchte seine geliebte Sara. Der Arzt kam, und versicherte, daß keine Gefahr zu besorgen sey; es war spät, die Gesellschaft ging aus einander.

Franz ging nicht nach seiner Wohnung, sondern begleitete die übrigen. Jetzt hatten sich Alle entfernt, und er war mit dem alten Manne allein. »Ihr vergebt mir wohl,« fing er an, »meine Hitze, da ich Euch

heute als ein junger Mensch so unbesonnen widersprochen habe; es kam, ohne daß ich sagen könnte, wie es geschah.«

»Ich habe Euch nichts zu vergeben,« Ihr seyd ein wackrer Mensch, und das freut mich.

»Ihr mögt vielleicht Recht haben,« sagte Franz —

»Laßt das,« fiel ihm der Alte ein; »haben nicht alle Zungen Recht, und alle Unrecht? Jeder trachte darnach, daß er es wahr und redlich mit sich meine; daß ist die Hauptsache.«

Franz sagte: »Wenn Ihr mir also nicht böse seyd, so reicht mir zum Zeichen Eure Hand, denn mich gereut meine Heftigkeit.«

Der Alte drückte ihm die Hand herzlich; dann umarmte er ihn, und sagte: »sey immer glücklich, mein Sohn, und bleib bey deiner herzlichen Liebe zu allem Guten.« Franz ging hierauf sehr vergnügt nach seiner Herberge.

Fünftes Capitel.

Der Winter war beynahe verflossen, Rudolph Florestan war indeß nach Antwerpen zurück gekommen. Franz hatte noch einige andere Bilder ausgearbeitet, er besuchte aber seinen Freund Vansen immer noch sehr fleißig; die Tochter war wieder hergestellt, doch blieb sie immer traurig und mißvergnügt.

An einem Morgen traf er Vansen allein, es war an einem Sonntage, und der Kaufmann hatte daher keine Geschäfte. »Ihr seyd mir sehr willkommen,« rief er dem Mahler entgegen, ich habe schon längst über eine Sache mit Euch sprechen wollen, wozu ich noch immer nicht die gelegene Zeit habe treffen können.«

Sie setzten sich, und Vansen fuhr in einem sehr vertraulichen Tone fort: »Je mehr ich Euch kennen

lerne, lieber Sternbald, je mehr muß ich Euch hoch schätzen, denn die jugendliche Schwärmerey, die Euch zu Zeiten mit sich fort reißt, wird sich gewiß mit den Jahren verlieren. Seht, das ist das Einzige, was ich allenfalls gegen Euch hätte, aber sonst lieb ich Euch so sehr, wie ich bis jetzt noch keinen Menschen werth gehalten habe. Dazu bekennt Ihr Euch zu einer Kunst, die ich von Jugend auf vorzüglich verehrt habe. Doch ich will Euch näher kommen. Ich weiß nicht, ob Ihr das sonderbare Betragen meiner Tochter bemerkt habt, seit Ihr in unserm Hause bekannt geworden seyd; meine Sara war sonst nie so melancholisch, sondern die Lustigkeit selbst, seit sie Euch gesehen hat, ist ihr ganzer Sinn umgewandt. Nun sagt mir aufrichtig, wie gefällt sie Euch?«

Franz versicherte, daß er sie sehr liebenswürdig finde, und der Vater fuhr fort: Seit vielen Jahren habe ich es mir fest vorgenommen, und es ist ein Vorsatz, von dem ich gewiß nicht weiche, daß niemand, als ein geschickter Mahler mein Eidam werden soll. Es kömmt nun bloß auf Euch an, ob ich in Euch meinen Mann gefunden habe. Ich weiß alles, was Ihr mir antworten könnt, aber laßt mich ausreden. Ich will Euch damit keineswegs von Eurer Reise zurück halten, sondern ich muntere Euch vielmehr selber auf, Italien zu besuchen und dort zu studieren. Meine Tochter liebt Euch, Ihr versprecht

Euch mit ihr, und mein Vermögen macht Euch die Reise bequemer und nützlicher. Ihr kommt dann zurück, und was ich besitze, sichert Euch wenigstens vor den Mangel. Ihr könnt dann Eurer Kunst, wie Ihr Euch immer gewünscht habt, mit allen Kräften obliegen, Ihr werdet bekannt und berühmt, meine Tochter ist mit Euch glücklich, und alle meine Wünsche sind erfüllt.«

Franz war heftig bewegt, er dankte in den wärmsten Ausdrücken dem Kaufmanne für sein Wohlwollen, er bath ihn, noch jetzt keine entscheidende Antwort zu verlangen, und sein Zögern nicht übel zu deuten. Er verließ ihn, und schweifte mit tausend Vorstellungen durch die Straßen umher. So nahe auf ihn zu war das wirkliche Leben noch nie getreten, um sein inneres poecisches zu verdrängen; er fühlte sich angezogen und zurück gestoßen, das schöne Bild seiner Phantasie stand bald ganz hell vor ihm, bald rückte es tief in den Hintergrund hinab. Hier both sich ihm eine sichre Zukunft an, ganz unverhofft, eine Lebensweise, wie sie immer sein Wunsch gewesen war, und man forderte nichts weiter von ihm, als einen Schatten, ein Traumbild aufzuopfern, das nicht sein war. Doch fürchtete er sich wieder so seinen Lebenslauf zu bestimmen, und sich selber Gränzen zu setzen; die Sehnsucht rief ihn wieder in die Ferne hinein, seltsame Töne lockten ihn, und versprachen ihm ein goldenes Glück, das weit ab seiner

warte. In dieser Stimmung besuchte er seinen Freund Rudolph. So vertraut er mit diesem war, so konnte er ihm doch nie seine Geschichte, so wie seine wunderbare Liebe entdecken, es war nur Sebastian, dem er dergleichen vertrauen durfte. Aber er erzählte ihm jetzt Vansens Vorschlag, und bath um seinen Rath. »Wie soll ich dir hierin rathen?« rief Rudolph lachend aus; »das Rathgeben ist überall eine unnütze Sache, aber vollends bey der Ehe; jeder Mensch muß sich sein eigenes Glück machen, und dann kömmt auch deine Frage viel zu früh, du weißt ja nicht einmahl, ob dich das Mädchen haben will.«

Franz stutzte. Das Wort Ehe erweckte überdem mancherley Vorstellungen bey ihm. Er sah alle die Scenen einer ruhigen Häuslichkeit vor sich, Kinder, die ihn umgaben, er hörte die Gespräche seines Schwiegervaters und der Freunde, er fühlte seine frische Jugend verschwunden, und sich eingelernt in die ernsteren Verhältnisse des Lebens; seine wunderbaren Gefühle und Wünsche, das zauberische Bild seiner Geliebten, alles hatte Abschied genommen, und sein Herz hing an nichts mehr glühend. Es war ein klarer geschäftiger Tag, der nach der Pracht des Morgenroths erwacht; wie eine Rede nach einem ausgeklungenen Liede. seine Brust war beängstigt, er wußte sich nicht zu lassen, und verließ unmuthig den lachenden Florestan. »Wie ist es mit dem Leben?« dachte er bey sich selber; »irgend einmahl ist dieser Taumel

der Jugend doch verflogen, endlich einmahl nimmt mich doch jenes Leben in Empfang, den ich jetzt so scheu aus dem Wege trete. Wie wird mir seyn, wenn meine schönen Träume hinter mir liegen?«

Er kam in Vansens Haus zurück. Die Tochter war allein und spielte auf der Zither. Er nahete ihr mit großer Verlegenheit; das Mädchen bemerkte seine Angst, und fragte ihn, ob er krank sey. Franz war im Begriff, ihr alles zu erzählen, was ihm der Vater vertraut hatte, als Sara von der Magd heimlich eine Bothschaft erhielt, über die sie sehr zu erschrecken schien. Die Magd entfernte sich wieder, und Sara ging weinend auf Sternbald zu, und sagte: »Nein, mein liebster Freund! ich habe mich nicht mehr in meiner Gewalt, ich muß Euch mein Leiden klagen, Euch vertraue ich allein, und Ihr werdet mein Vertrauen nicht mißbrauchen. O Sternbald, seit acht Wochen leide ich unaussprechlich. Ihr seyd gut, Ihr habt Mitleiden mit mir getragen, ich habe es wohl bemerkt, und darum will ich Euch alles sagen. Nicht weit von uns wohnt ein junger Schmid, den ich schon seit lange kenne, der mich liebt, und der jetzt krank liegt. Es soll mit seiner Krankheit immer schlimmer werden; er fürchtet jetzt, mein Vater will mich verheirathen, er ist arm, ein Handwerker, und nun der Verzweiflung nahe. O wollt Ihr so gütig gegen mich seyn, und ihn besuchen und trösten? Ihr glaubt nicht, wie gut, wie brav er ist, Ihr

würdet gewiß sein Freund werden, wenn Ihr ihn kennen solltet, denn jedermann muß ihn lieben, der ihm nahe kommt.«

Franz war gerührt; er ließ sich das Haus bezeichnen, und ging sogleich hin. Er kam in eine armselige Stube, in welcher der Kranke in einem Bette lag, und vor sich Papiere hatte, auf denen er zeichnete. Als Sternbald näher kam, erstaunte er; denn es war derselbe Schmid, mit dem er vor Nürnberg am Tage seiner Auswanderung gesprochen hatte. »O mein lieber Freund!« rief er aus, »wie werfe ich es mir vor, daß ich Euch so vergessen, und nicht früher aufgesucht habe!« Der junge Schmiedegesell erkannte ihn ebenfalls, und nun eröffnete ihm Franz, aus welcher Absicht er zu ihm gekommen sey. Messys weinte, als er hörte, wie zärtlich seine Sara für ihn besorgt sey. »O Mahler!« rief er aus, »Ihr glaubt nicht, was ich ausgestanden habe, seitdem ich Euch damahls gesprochen hatte. Seit ich Euren Dürer sah, hatte ich keine Ruhe mehr in mir selber es war, als wenn es an allen meinen Sinnen zöge und arbeitete, daß ich immer an Mahlereyen, an Zeichnungen denken mußte, an nichts in der Welt fand ich mehr Gefallen, die Schmiedearbeit war mir zur Last. Ich zeichnete täglich etwas, und selbst in der Krankheit kann ich es nicht lassen; seht da habe ich eine herrliche Figur von Lucas Leyden.«

Franz betrachtete sie; der junge Mensch hatte sie sehr gut copirt, und Franz verwunderte sich darüber; daß er es ohne allen Unterricht so weit habe bringen können. Messys fuhr fort: »So kam ich nach Antwerpen zurück, und nichts war mir hier recht. Ich hatte immer noch den Dürer und seine Werkstätte im Kopf, es kam so weit, daß ich mich meines Hammers schämte, ich verdarb die Arbeit, ich konnte nicht mehr fort. Schon lange hatte ich die Tochter unsers Nachbars gekannt, aber es war mir nie eingefallen, sie als ein reiches und vornehmes Mädchen so anzusehen, als ob ich sie lieben könnte. Aber als ob ein böser Geist recht darauf ausginge, mich zu Grunde zu richten, so kam nun alles zusammen. Ich konnte die Augen nicht mehr von ihr abwenden; wenn ich an's Zeichnen dachte, wollte ich ihr Gesicht nur immer auf dem Papiere entwerfen. Ich ging auf's Feld, ich kam zurück, ich wollte sie nicht ansehen, o ich hatte es nicht nöthig, denn allenthalben war sie mir vor die Augen wie hin gebannt, ich sah nichts anders als sie. Bey jedem Gesichte dachte ich an das ihrige, alle Menschen sah ich darauf an, ob sie ihr ähnlich wären. Sie bemerkte meine Leidenschaft, sie sah mich freundlich an, sie sah mir nach, wenn ich vorbey ging; da war mir, als wenn mich der Blitz angerührt hätte, so oft es geschah, wußte ich nicht, ob ich es glauben sollte. Ihr Vater hatte in Leyden Geschäfte, und

reiste dort hin; ich weiß nicht, wie ich mich unterfing, sie eines Abends abzureden, ich konnte es nicht lassen, ich sprach lange mit ihr, und nachher schallte mir nur der Ton ihrer Rede, nur einzelne Worte in den Ohren, aber ich wußte nicht, was sie gesagt hatte. So sah ich sie öfter; wir gingen heimlich mit einander spazieren, ich wurde vertraulicher, sie gestand mir, daß sie mir gut sey, und nun war ich im Himmel. Da fing ich an aus allen Kräften zu arbeiten; des Abends, wenn ich sie nicht sprechen konnte, zeichnete ich ihr Bild, oder stellte mich dem Hause gegenüber, und ließ so die Nacht heran rücken. O ich bin geschwätzig wie ein Kind. Ehe wir es uns versahen, kam der Vater zurück. Nun war es mit unsern Zusammenkünften aus; ich konnte sie nur manchmahl im Vorbeygehen grüßen. Wie eine Decke fiel es mir von den Augen, und mein Herz wollte springen. Ich sah nun wieder den Unterschied unter uns beyden, wie mich der reiche Vater verachten müsse, wie ich in meinem Stande so nichts gegen ihn sey. Nun hörte ich noch dazu, Sara würde bald verheirathet werden; ach! und es geschieht auch gewiß. Was soll ich anfangen? Mein Handwerk war mir ein Abscheu, alles, worauf ich mich freuen konnte, Meister zu werden, und bey Gelegenheit eine künstliche Arbeit, einen Springbrunnen, Gitterwerk, oder dergleichen zu unternehmen, kam mir nun kläglich vor. Ich wußte gar nicht, was ich in der Welt

sollte. Ein Mahler zu werden, dazu bin ich nun zu alt; die Sara darf ich nicht sehen, nichts hoffen, so geh' ich zu Grunde. Alles das zusammen hat mich so schwach und krank gemacht, daß ich bald zu sterben hoffe.«

Franz sagte weinend: »Nein, das dürft Ihr nicht hoffen; glaubt mir, daß Ihr gewiß noch Zeit genug habt, ein guter Mahler zu werden, wenn Ihr diese Liebe zur Kunst behaltet. Ihr zeichnet schon so gut, als wenn Ihr lange in der Lehre gewesen wäret, und es kommt also nur auf Euch an, ein Mahler zu werden. Dann dürft Ihr auch auf Eure Geliebte hoffen; denn der Vater achtet die Mahlerey, und will nur einen Mahlerkünstler zum Eidam haben; darum hat er mir noch heut, so arm ich auch bin, seine Tochter angetragen. Darum tröstet Euch, sammelt wieder Lust zum Leben und Kräfte; denn Ihr könnt noch recht glücklich werden.«

Messys schüttelte mit dem Kopfe, als wenn er nicht daran glauben könne, doch Franz fuhr so lange fort, ihn zu trösten, bis jener etwas beruhigt war. Sternbald eilte sogleich zu Vansen, den er bey einer Flasche Wein, und bey guter Laune antraf. »Jetzt will ich Euch meine Antwort bringen,« sagte Franz, »aber Ihr müßt mir mit Geduld zuhören.« Er erzählte hierauf die Geschichte seines Freundes, und sprach von der gegenseitigen Liebe der beyden jungen Leute. »Ihr wolltet mir,« schloß er, »als einem Menschen, der nicht mehr, als dieser Schmid be-

sitzt, Eure Tochter geben, Ihr wolltet auf mein Zurückkunft warten, nun so thut es mit diesem, um das Glück Eurer einzigen Tochter zu begründen; sie ist jung, ich versichere Euch, Messys ist in wenigen Jahren ein guter Mahler, der Euch Ehre macht, und so sind alle Eure Wünsche erfüllt.«

»Und Ihr seyd überzeugt, daß er mit der Zeit gut mahlt?« fragte Vansen.

»Gewiß,« sagte Sternbald, »seht nur diese Zeichnungen, die wahrlich einen guten Schüler verrathen.«

Er zeigte ihm hierauf einige Bilder, die er von Messys Hand mitgebracht hatte, und Vansen betrachtete sie lange mit prüfenden Blicken; doch schien er endlich mit ihnen zufrieden zu seyn. »Ihr seyd ein braver junger Mensch,« rief er aus, »Ihr könntet mich zu allem bewegen, es ist viel, daß Ihr so uneigennützig seyd. So geht also zu dem armen Teufel, und grüßt ihn von mir, sagt, er soll nur gesund werden, und wir wollen dann weiter mit einander sprechen.«

Franz sprang auf. Im Vorsaale begegnete ihm Sara, der er mit wenigen Worten alles erzählte; dann eilte er zu Messys. »Seyd getrost,« rief er aus, »alles ist gut, der Vater bewilligt Euch die Tochter, wenn Ihr Euch auf die Mahlerey legt.

Darum werdet gesund, damit Ihr ihn selber besuchen könnt.«

Der Kranke wußte nicht, ob er recht höre und sehe. Franz mußte ihm die Versicherung öfters wiederhohlen. Als er sich endlich überzeugte, sprang er auf und kleidete sich schnell an. Dann sprang und tanzte er in der Stube herum, wobey er alte niederländische Bauernlieder sang, umarmte bald und küßte Sternbald, dann weinte er wieder, und trieb sein seltsames Spiel mit seiner Freude, das den jungen Mahler innig bewegte. Sie machten sich hierauf auf den Weg nach Vansens Hause. Auf der Straße taumelte der Kranke, als ihm die ungewohnte freye Luft umfing; Franz unterstützte ihn, und so kamen sie hin. Das erste, was sie im Hause sahen, war Sara, und Messys gebehrdete sich wie ein Verrückter; sie schrye laut auf, da sie ihn so unvermuthet und so blaß sah. Sie kamen in des Vaters Zimmer, der sehr freundlich war. Messys war gegen diesen verlegen und blöde. »Ihr liebt meine Tochter,« sagte der Kaufmann. »Und Ihr versprecht, Euch auf die Mahlerey zu legen, so, daß Ihr Euch in einigen Jahren als ein geschicktes Mann zeigen könnt; unter dieser Bedingung verspreche ich sie Euch, aber dazu müßt Ihr reisen und trefflich studieren, ich will Euch zu diesem End-

zwecke auf alle Weise unterstützen. Vor allen Dingen müßt Ihr suchen gesund zu werden.«

Die beyden Liebenden kamen hierauf in Gegenwart ihres Vaters zusammen, und fühlten sich unaussprechlich glücklich. Messys mußte eine bessere Wohnung beziehen, und nach einigen Tagen war er fast ganz hergestellt. Er wußte nicht, wie er unserm Freunde genug danken sollte.

Es waren jetzt die letzten Tage des Februars, und die erste Sonnenwärme brach durch die neblichte Luft. Franz und Rudolph machten sich auf die Reise. Ehe sie Antwerpen verließen, erhielt Franz von Vansen ein ansehnliches Geschenk; der Kaufmann liebte den jungen Mahler zärtlich. Sternbald und Florestan hatten jetzt schon die Thore der Stadt weit hinter sich, sie hörten die Glocken aus der Ferne schlagen, und Rudolph sang mit lauter Stimme:

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
　Hinaus in Gottes freye Welt:
Geht munter in das Land hinein,
　Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig steh'n,
　Gar lustig rauscht er fort;
Hör'st du des Windes munt'res Weh'n?
　Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt übern Berg, und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und Mensch, du sitzest stets daheim,
Und sehnst dich nach der Fern',
Sey frisch, und wandle durch den Hain,
Und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht
So geh' und such' es nur,
Der Abend kömmt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen seyn und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau,
Es wechselt Freude stets mit Leid,
Dem Glücke nur vertrau'.

So weit dich schließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jeglich Herz bekömmt das Sein',
Wenn es nur ämsig sucht.

Ende des ersten Theils.